Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 8 Gotha, 21. April 1928 42. Jahrgang

Inhalt: Soll ein junger Mensch Ideale haben? [Sp. 353] — Der deutsche Idealismus und das Christentum. Erste Hälfte [Sp. 354] — Aus den Gründungsjahren des preußischen Erzbistums Köln [Sp. 360] — Die Ausstellung der 100 Bibeln im Buchmuseum zu Leipzig [Sp. 368] — Zur Krisis des Anglikanismus. Erste Hälfte [Sp. 372] — Religionspsychologie und Praxis. 1. Das Archiv für Religionspsychologie [Sp. 374] — Gedanken über den Zirkus [Sp. 377] — Die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes [Sp. 380] — Sittlichkeit in Ziffern (Michels) [Sp. 383] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage. Die Lohnkämpfe [Sp. 384] — Jugend und Kirche (Cordier, Lastowsky, Benfey, Christiansen, Stählin) [Sp. 386] — Musikbericht. Zweites Stück [Sp. 388] — Bücher und Schriften: Stockholm; Unsere Welt; Die Furche (Schmitz); Bremer Abhandlungen und Vorträge; Sokrates (Schrempf); Paulus (Reeg); Josephus (Berendts-Graß); Mandäische Religion und Christentum (Behm); Islands Besiedelung (Baetke); Deutsche Rassenangst (Müller-Claudius); Menschen wie sie sind (Thöne); Der Jude; Der kommende Giftgaskrieg (Woker); Kirchen-Schulkampf in Westfalen (Tribukait) [Sp. 390] — Wöchentliche Chronik [Sp. 395] — Verschiedenes [Sp. 398] — Versammlungskalender [Sp. 398] — Anzeigen

Soll ein junger Mensch Ideale haben?

Wie denn nicht?

Es ist das Wesen des Menschen, daß er Ideale hat, daß er noch nicht fertig ist, sondern seine Vollkommenheit sucht.

Die Natur rings um ihn ist fertig, jedes Tier ist fertig. Wie sollte es Ideale haben? Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit der Qual dessen, der sich unvollkommen fühlt. Der Mensch ist im Werden, nicht im Sein. Das Tier ist im Sein: es lebt aus, was in ihm ist. Der Mensch will erleben, was noch nicht in ihm ist. Neues, Höheres.

Dennoch ist die Frage berechtigt. „Soll ein junger Mensch Ideale haben?" — Denn das, was man gewöhnlich Ideale heißt, was man meint, wenn man von einem sagt: „er hat noch Ideale", „er sieht das Leben noch ideal an", „ein junger Mensch muß Ideale haben", das ist mit einem Unterton von Mitleid gesprochen, als wie von Etwas, das sich der Ältere leisten kann nicht mehr ernst zu nehmen, aber dem Jüngeren soll er es lassen. Es ist ohne Ehrfurcht vor der Wahrheit gesprochen und ohne Ehrfurcht auch vor der Jugend, welche ganze Wahrheit will und nicht „Wahrheit für die Jugend".

Das Wort Ideal ist sehr heruntergekommen! Es war einmal in der Zeit der großen deutschen Dichter und Denker alles Höchste und Schwerste des deutschen Sinnes in dieses Wort gelegt. Jetzt spricht man davon wie von einem Spielwerk, das man den Kindern nicht nehmen dürfe.

Liegt das daran, daß man das Ideal zu hoch steckte? Daß man es ins Unmögliche setzte? Darauf hat schon Goethe geantwortet: Wer nie das Unmögliche erstrebte, werde das Mögliche nie erreichen. Der Mensch muß über die Natur hinaus, um in der Natur zu bleiben; denn eben dies ist seine Stellung in der Natur, daß in ihm die Natur über sich hinausschafft, — wie sie von je über sich hinausgeschaffen hat in ihren jeweils höchsten Geschöpfen. Wie wäre sie vom Urtier zum Menschen gelangt!

Nein, daran liegt es nicht: daran, daß das Ideal ins Unmögliche gesteckt gewesen wäre. Am genau Umgekehrten liegt es: Man hat sich das Ideal als gar zu möglich, ja, als bereits wirklich vorgestellt. Die Welt war schon ideal: das nannte man dann „ideale Weltanschauung", und damit war man um allen Ernst gekommen. Diese sogenannten „Idealisten", die man belächelt, sehen die Wirklichkeit nicht, wie sie ist. Wer aber auf die Wirklichkeit wirklich wirken will, der muß sie sehen können, wie sie ist. Er muß mehr sehen können, er muß auch ihre Möglichkeiten sehen, aber er darf sich über sie und besonders über sich selbst nichts vormachen. Wie soll er sonst ehrliche Arbeit tun! Wie soll der Handwerker ehrliche Arbeit liefern, wenn er sein Material und sein Handwerkszeug nicht sieht, wie sie sind, sondern wie er wünscht, daß sie seien! Das nennt man beim Handwerker Schwindel. Und auch bei diesen „Idealisten" hat man leicht den Eindruck: sie kaufen sich mit den großen Worten los, nicht erst von großen Taten, nein, schon von den kleinen, die ihnen ganz gut möglich wären — Schwindel!

Ideale dieser Art soll ein junger Mensch nicht haben.

Aber auch, wo man ernsthaft Ideal und Wirklichkeit zu unterscheiden weiß, wird das Ideal meist falsch gesehen. Man versteht darunter meist eine Zusammenhäufung von allen Tugenden, die es gibt. Etwas, das dem Menschen als ein Fremdes entgegentritt, nicht aus ihm herauswächst. Der junge Mensch soll aber nicht etwas ihm Fremdes wollen, selbst wenn es ein Ideal ist.

Vor über hundert Jahren wurde in einer deutschen Schule das Aufsatzthema gegeben: „Welcher der großen Männer des Altertums möchtest du sein?" Da war ein Schüler, der schrieb darunter: „Keiner, denn das wäre geistiger Selbstmord." Der Junge hieß Jahn. Er wurde als ein nicht gerade feingeistiger, aber aufrechter Mann später berühmt, Vater der deutschen Turnerei. In der Tat: ein junger Mensch soll nur sich selbst und immer nur sich selbst wollen: das Tüchtigste nämlich, was er aus sich herausschlagen kann: das wird dann auch das Beste sein, was er für Andere tun kann.

Wir sagten: im Menschen schaffe die Natur über sich hinaus, schaffe sie Neues. Und nun sagen wir, der Mensch solle sich selbst wollen und nichts Anderes. Wie reimt sich das? Es reimt sich gut: Er soll sich selbst wollen und nichts Anderes, aber sich selbst höher und besser als er ist.

Bischofstein Arthur Bonus

Der deutsche Idealismus und das Christentum

1. Zeit und Ewigkeit

Herder wurde als Student von einem Vortrag Kants über Zeit und Ewigkeit so gepackt, daß er das Gehörte zu Hause in einem — leider verloren gegangenen — Gedichte festhielt. K. Heim hat das Problem „Zeit und Ewigkeit" als das für die heutige Eschatologie wichtigste bezeichnet[1]); man darf es vielleicht als das Zentralproblem der ganzen heutigen Theologie ansprechen. Der im Vordergrund des Interesses stehende Kampf um das Verhältnis von Christentum und Idealismus, von reformatorischem Glauben und Vernunftglauben ist wesentlich

[1]) Zeitschrift für Theologie und Kirche 1926, S. 403 ff.

ein Kampf um das Verhältnis von Zeit und Ewigkeit und hat nur dann eine mehr als zeitliche, d. h. vorübergehende Bedeutung, wenn er zu einer Klärung dieses Problems etwas beiträgt.

Kant hat für die Unfähigkeit des Menschen, Nichträumliches und Nichtzeitliches vorzustellen, die transzendentale Erklärung gegeben: Raum und Zeit sind apriorische Anschauungsformen. Derselbe Kant postuliert, das Wesen des Seienden von den Schranken des Raumes und der Zeit frei zu denken, wenn er die bloße Phänomenalität von Raum und Zeit behauptet. Man beachtet zu wenig, daß auch die Kritik der reinen Vernunft bei Postulaten landet. Kant ist fern von einer platten Rationalisierung der Welt, schon die „Transzendentale Ästhetik" ist Wegweiser zum Geheimnis! Und was Kant in nüchtern wissenschaftlicher Beweisführung um der Erkenntnistheorie und um der Naturerkenntnis willen erarbeitet hat, noch ohne jede Orientierung an ethischen oder gar religiösen Motiven, das ist dann ungewollt die wissenschaftliche Rechtfertigung dessen geworden, was das religiöse Leben schon längst in genialer Intuition erreicht hatte.

Ich spreche nicht von den dogmatischen Begriffen der Allgegenwart und Ewigkeit Gottes, obgleich auch sie, wo sie in der Tiefe erfaßt wurden, nicht eine omnipraesentia im räumlichen und eine sempiternitas, eine Immerheit im zeitlichen Sinne, sondern die wesenhafte Unabhängigkeit Gottes von der Beschränkung durch Raum und Zeit besagen sollten. Vielmehr erinnere ich an zwei biblische Worte. Der johanneische Christus sagt von sich: „Ehe denn Abraham ward, bin ich" (8, 58). Nach den Regeln der Logik müßte es heißen: „war ich". Aber hier ist aller menschlichen Vorstellungsfähigkeit zum Trotz die ewige Gegenwart Gottes intuitiv erfaßt; das ist viel mehr als Joh. 1, 1: „Im Anfang war der Logos." Und dann — fast noch eindrucksvoller — Luthers Verdeutschung von Ps. 90, 2: „Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Der Urtext enthält keine Kopula; Luthers „Übersetzung" erweist sich hier geradezu als Neuschöpfung des heiligen Textes. Man vergleiche nur die Übersetzung bei Kautzsch, in der die Genialität durch Umstellung des Satzes vollständig verloren gegangen ist: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du Gott." Der Flug des Genius über alle Schlagbäume der Tempuslehre ist geradezu schwindelerregend. „Hie muß man die Zeit aus dem Sinne tun und wissen, daß in jener Welt nicht Zeit noch Stunde sind, sondern alles ein ewiger Augenblick" (Luther) [2]). Angelus Silesius sagt: „Gott ist noch nie gewest und wird auch niemals sein und bleibt doch nach der Welt, war auch vor ihr allein"; Schleiermacher spricht von dem „Ewigsein in einem Augenblick": — alle diese Aussagen sind in der Form ebenso unlogisch und widerspruchsvoll wie Luthers Übersetzung von Ps. 90, 2: es soll gesagt werden, daß Gott keiner zeitlichen Schranke unterworfen ist, aber die Aussage muß nun doch in dem Prädikat des Satzes sich zu einem Tempus entschließen; logisch angesehen, ist das Präsens in einem Satz mit dem Subjekt Gott ebenso falsch wie das Präteritum oder Futurum. Die Paradoxie ist begründet in der Apriorität der Zeit- und Raumanschauung. Der Widerspruch des Satzes in sich selbst hat den Sinn, daß der Zeitlichkeit und Räumlichkeit Gottes widersprochen werden soll.

Kant hat den Raum als die Form des äußeren, die Zeit als die Form des inneren Sinnes bezeichnet. Aber die Zeitvorstellung ist der Innenseite des Daseins nur insoweit adäquat, als es sich um das psychologische Geschehen, also immer noch um „Erscheinung", um „Natur" handelt. Die Zeitvorstellung ist schon darum ebensowenig auf das „hinter der Erscheinung liegende" „Wesen" der Dinge anwendbar, weil sie selbst räumliches Gepräge trägt. Sie wird ja tatsächlich als Raumstrecke vorgestellt; die Eindimensionalität der Zeit ist keine andere Dimensionalität als die räumliche Längendimension. Nach dem Sprachgebrauch Kants dürfen wir vielleicht sagen: die Zeit ist räumlich schematisiert. Bergson hat ein neues Verständnis der Zeit als temps-durée im Unterschied von temps-espace oder temps-longueur zu erarbeiten versucht; die durée réelle, die Zeit als schöpferisches Werden, als temps-créateur, wie sie nicht vom Verstand erkannt, sondern nur von der Intuition erlebt wird, ist für ihn das Wesen der Welt. In ähnlicher Richtung verlaufen die Untersuchungen von Husserl und Heidegger. Der Parallelismus von Zeit und Raum muß überwunden werden [3]). Schon Troeltsch suchte hier neue Wege zu gehen. Er wollte die Phänomenalität der Zeit dahin modifiziert wissen, daß er den in den Zeitverlauf des Bewußtseins eingreifenden autonom rationalen Akten eine eigene „intelligible Zeitlichkeit" zusprach [4]).

Aber diesen Bemühungen, von der gewöhnlichen, räumlich schematisierten Zeitvorstellung für besondere Zwecke der Geisteswissenschaften loszukommen, trotzt die als psychologischer Zwang sich aktualisierende Apriorität der räumlich schematisierten Zeitform. Sie ist ja auch nicht nur praktisch, sondern auch für die Zwecke der Naturwissenschaften durchaus brauchbar. Aber auch die „Ewigkeit" wird nach wie vor nach Maßgabe der Zeitlinie gedacht. Unter der Sonnenuhr des Klosters Bornhofen steht der Spruch: „Auf die flücht'ge Zeit folgt die Ewigkeit." In solchen Aussagen ist die Zeit als die Strecke von dem Zeitpunkt der Schöpfung bis zum jüngsten Tage vorgestellt; vor der Schöpfung nach rückwärts und nach dem jüngsten Tage nach vorwärts verläuft die Gerade ins Unendliche. Das ist der schlechte Ewigkeitsbegriff: die Zeit ein Stück der Ewigkeit, die Ewigkeit eine ins Unendliche verlängerte Zeit. K. Heim hat sehr anschaulich dargestellt, wie die Verzweiflung an allem Zeitgeschehen und zeitlichen Werden einer zweiten Vorstellungsart das Dasein gab: „Ich rette mich in eine nichtzeitliche Sphäre, die ich mir räumlich über der Zeit liegend vorstelle" [5]). Hier wird also die Ewigkeit — nicht etwa nur nach Analogie der räumlichen Längendimension, sondern schlecht und recht räumlich gedacht: Ewigkeit = Himmel!

2. Überwindung des lokalen Dualismus

Das Christentum empfing seine klassische Prägung unter der Herrschaft jenes Weltbildes, das, vertikal dreigeteilt, Unterwelt, Erde, Himmel übereinander gelagert sein ließ. Die lokale Dreiteilung reduzierte sich aber auf eine Zweiteilung, auf einen Dualismus; die drei Stockwerke verteilten sich auf zwei Wohnungen: seit dem Sündenfall ist der Teufel auch Herr über die Menschenwelt, also stehen sich gegenüber „Himmel" und „Welt", Gottesreich und Teufelsreich. Die im Judentum und im Hellenismus zur Herrschaft gekommene, dem Christentum in die Wiege gelegte pessimistische Beurteilung des irdischen Daseins fand ihren sinnfälligsten Ausdruck in diesem lokalen Dualismus. Das gottmenschliche Erlösungsdrama bedeutet einen wunderhaften Durchbruch von oben nach unten, jede Errettung aus Schuld und Tod ein wunderhaftes Emporgerissenwerden des Menschen aus der Sphäre des Teufels in die Sphäre Gottes. Die astronomischen Entdeckungen, nicht etwa religiöse oder theologische Ereignisse, haben diesen lokalen Dualismus antiquiert. Was ist oben und unten, wenn alles in ewigem Wirbel kreist! Und die nämlichen Gesetze, die dem fallenden Stein „hier unten" seine Bahn vorschreiben, beherrschen auch die „Himmelskörper", dem Gesetz der Gravitation ist auch

[2]) Vgl. Heim, a. a. O. S. 410.

[3]) Vgl. Heim, a. a. O. S. 410.

[4]) Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft, 1905, S. 39.

[5]) a. a. O. S. 407.

der „Himmel" unterworfen. Auch die Stoffe sind die nämlichen dort und hier. Was ihr Himmel nennt, ist schlecht und recht Welt, nichts Anderes. Und diese „Welt" ist grenzenlos in Raum und Zeit, eine Welt, vor der und nach der, über der und unter der nichts sein kann! Nun war der Glaube vor das Dilemma gestellt: entweder gibt es keinen „Himmel" und keinen Gott, — wo sollte er wohnen, da doch der „Himmelsraum" nicht besser ist als die Erde, denselben peinvollen Notwendigkeiten unterworfen, „dem Gesetz der Schwere knechtisch dienend", ein Kampfplatz feindlicher Gewalten! — oder aber: diese ganze unendliche Welt ist Himmel, die Erde ist ja selbst ein „Himmelskörper", wir wohnen schon „hier unten" auf einem Stern, und Gott durchwaltet und erfüllt diese unendliche Welt, durch ihn allein wird das Multiversum zum Universum. Panentheismus der Renaissance, Religiosität Giordano Brunos! Es war fortan unmöglich, ganz einfach wissenschaftlich unmöglich, die exklusive Überweltlichkeit und „absolute" Transzendenz Gottes festzuhalten. Das neue Weltbild verlangte gewiß nicht die Preisgabe der Überweltlichkeit und Transzendenz Gottes, aber diese Überweltlichkeit mußte künftig, daß ich so sage, als inklusive Überweltlichkeit gefaßt und die Transzendenz durch die Immanenz ergänzt werden. Wie ein Mensch mehr ist als die Summe der Zellen seines Körpers und mehr als das, was an physiologischen und psychologischen Gesetzlichkeiten und Lebensvorgängen an ihm und in ihm faßbar ist, und dennoch sein Wesen und Wert von diesem Physisch-Psychisch-Tatsächlichen nicht abgelöst werden kann, so ist auch Gott mehr als die Welt und doch unmöglich von der Welt getrennt zu denken.

Fromme Ahnung hatte auch hier längst erfaßt, was sich erst so spät der Erkenntnis aufdrängte und was noch heute von der Theologie nicht ernst genug genommen wird. Man kann die von Schiller (Die Künstler) klassisch formulierte Entdeckung aus dem ästhetischen auf das ihm vielfach verwandte religiöse Gebiet übertragen; wie Schiller dem ästhetischen Schauen eine Vorwegnahme von Erkenntnissen des wissenschaftlichen Sehens zuschreibt:

> Eh' vor des Denkers Geist der kühne
> Begriff des ew'gen Raumes stand,
> Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
> Der ihn nicht ahnend schon empfand!

so gilt es auch vom religiösen Ahnen, daß ihm tiefste Zusammenhänge des geistigen Kosmos „offenbart" wurden, lange bevor die philosophische und theologische Reflexion für solche Erkenntnis reif war. Schon der Psalmist weiß: „Bettete ich mir in der Hölle, siehe, so bist du auch da!" Paulus sagt auf dem Areopag zu Heiden: „Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir." Und wenn man diese Diatribe nicht als historisch gelten lassen will: Röm. 11, 36 wird man doch stehen lassen müssen: „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge." Übrigens bleibt Act. 17, auch wenn hier nicht der historische Paulus redet, ein vollwertiges Zeugnis urchristlicher Gottes- und Weltanschauung.

Wir sind in Gott, und Gott ist in der Welt, er ist nichtferne von uns, est deus in nobis, — es wiederholt sich hier das, was wir vorhin hinsichtlich der Zeitvorstellung feststellten: die Anwendung des Präsens auf das Sein Gottes ist logisch ebenso inadäquat wie die des Präteritums, — „Gott ist in der Welt", — das ist eine ebenso inadäquate Anwendung des Raumschemas auf Gott wie die Rede von dem Gott über und außer der Welt. Aber die Betonung der Immanenz Gottes, die Ablehnung seiner „absoluten" Transzendenz muß nun einmal, solange Menschen Menschen sind, d. h. solange wir unfähig sind, uns in Anschauung und Begriff von dem Raum-Zeit-Schema zu dispensieren, in so paradoxen Formulierungen erfolgen.

In die durch das veränderte Weltbild erzwungene Weiter- und Umbildung theologischer Begriffe mußte auch der Begriff der Persönlichkeit Gottes hineingezogen werden. Gewiß ist Gott als persönlicher Gott zu denken, ein unpersönlicher Gott wäre nicht Geist in dem Vollsinne, in dem wir von geistigem Leben sprechen, er wäre weniger als der Mensch. Und Bornhausen betont mit Recht, daß Israel mit dem Glauben an den persönlichen Gott als die rein ethische Persönlichkeit der europäischen Religionsseele ein unveräußerliches Erbe hinterlassen hat [6]). Aber der Begriff des persönlichen Gottes kann unmöglich die Bedeutung haben, daß Gott und Mensch einander in dem Sinne gegenüber-stehen, in dem ein Mensch einem anderen Menschen gegenübersteht. Der Theismus bedarf der Ergänzung durch Kerngedanken des Pantheismus oder doch Panentheismus, wenn der Universalismus und der tiefste Sinn des Gottesgedankens behauptet werden soll. Auch von den Voraussetzungen des transzendentalen Idealismus ist die Persönlichkeit Gottes zu bejahen, aber nicht als gegenständlich eingeschränkte, sondern als übergegenständliche, uneingeschränkte Allpersönlichkeit [7]). Wer die Bezeichnung „Welt- und Gottesanschauung" auch nur sprachlich ernst nimmt, der kann sich nicht darüber wundern, daß hier Ergänzungen von einer „Anschauung" zur andern notwendig sind. Die räumliche Welt hat drei Dimensionen. Daher kommt es, daß man die erbärmlichste Hütte nicht auf einer photographischen Platte zu erschöpfender Darstellung bringen kann. Man muß mehrere Aufnahmen machen, um alle Seiten zu zeigen. Und dann hat man erst das Bild der Außenwände. Nun müßten Innenaufnahmen gemacht werden, und sie erst würden das Wesentliche zeigen. Und bei der geistigen Welt wollten wir meinen, mit einer „Anschauung" auszukommen! Jede von den nach W. Dilthey typischen Weltanschauungen ist richtig, z. B. auch die materialistische. Aber jede zeigt nur einen Aspekt der Welt und bedarf deshalb der Ergänzung. Und da z. B. die materialistische Weltanschauung nur die Außenseite, nur eine Außenseite der Wirklichkeit erfaßt und unfähig ist, die Innenseite zu verstehen und den Werten und Normen des Lebens gerecht zu werden, so wirkt die Verabsolutierung, die in der Wortbildung Materialismus zum Ausdruck kommt, geradezu komisch. Aber keine Weltanschauung und erst recht keine Gottesanschauung sollte sich als .... ismus bezeichnen und dadurch den Anschein erwecken, als ob sie sich anheischig machte, die äußere und die innere Welt oder gar die Gottheit allseitig zur Anschauung zu bringen. Übrigens werden wir ehrlicherweise zugeben, daß wir in Weltanschauungsfragen immer mehrere Eisen im Feuer haben.

3. Überwindung des naiven Realismus

Ein naiver religiöser Realismus pflegt — zwar nicht der sinnlichen Anschauung und dem verstandesmäßigen Erkennen, wohl aber dem Glauben die Fähigkeit zuzutrauen, daß er Gott und Welt erkenne, wie sie sind. Dieser naive Realismus, der auch in der Theologie noch nicht ausgestorben ist, vergißt, daß die Aussage des Glaubens nicht mehr Glaube, sondern Aussage ist, mit Anschauungs- und Erkenntnis- und Ausdrucksmitteln arbeitend, so gut und so schlecht wie alle Anschauung und Erkenntnis und Sprache des schwachen Menschen. So gut und so schlecht? Wo der Mensch sich unterfängt, in die Tiefen der geheimnisvollen Beziehungen zu Gott hinabzuleuchten, da wird sich sein Reden noch mehr als ein Stammeln erweisen als auf den Gebieten der Welterfahrung. Und wo das Erlebnis in Vorstellungen und Begriffen zum Ausdruck kommt, da gilt Schillers Wort: „Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr." Beim

[6]) ZThK 1927, S. 30.
[7]) a. a. O. 1925, S. 26.

Transponieren vom Herzen zum Kopf, vom Erleben zum Reden kehrt nicht etwa die Melodie in einer höheren Lage wieder, sondern sie geht als Melodie verloren; da stehen Notenzeichen, aber es singt und klingt nichts mehr. Und wo es sich um religiöse, noch nicht theologische Aussagen handelt, um die Muttersprache des religiösen Lebens, nicht um Übersetzungen in die tote Sprache der Lehre, wo die Dankbarkeit der Erlösten jubiliert, da ist aus einem neuen, besonderen Grunde keine Ausdrucksweise zu erwarten, die geeignet wäre, in dieser ihrer Originalität in das System einer Gottes- und Weltanschauung übernommen zu werden; hier müssen wir auf Paradoxien, auf Hyperbeln, auf Widersprüche gefaßt sein, denn hier herrscht die hohe Temperatur des Affekts, die Polarität des Lebens, nicht verstandesmäßige Kühle, nicht systematische Folgerichtigkeit. Die theologische Gegenwart sagt gerne von Paulus und Luther her dem Idealismus den Kampf an. Aber es besteht eine tiefe Verwandtschaft, wo man heute nur ausschließende Gegensätzlichkeit anerkennen will. Luther ist darum instinktiv ein Feind aller scholastischen Philosophie und ein Verächter der Vernunft, weil sie das tiefste Erleben in Erkenntnis zu transponieren sich unterfangen. Die Vernunft ist eine „Hure", weil sie das, was nach Gottes Ordnung in keuscher Verborgenheit bleiben soll, dem dreist zudringlichen Blick enthüllt und das Unbegreifliche durch Rationalisierung seiner geheimnisvollen, anbetungswürdigen Größe entkleidet. „Wenn das Wort Gottes zu den Vätern kommt, so ist es, als wenn man Milch durch einen Kohlensack seihet." Kants Widerlegung der rationalen Theologie ist die wissenschaftliche Rechtfertigung des genial religiösen Urteils, das aus Luthers Herzen kam. Es ist wiederum so wie bei der Frage der Überräumlichkeit und Überzeitlichkeit Gottes: die religiöse Intuition nimmt vorweg, was erst spät wissenschaftlich erhärtet werden kann. Paulus wußte genug von ekstatischen Erlebnissen, aber er brauchte keine Erkenntniskritik, um alle diese Erlebnisse des Glaubens und „Schauens" unter die Kritik zu stellen: „Wir sehen jetzt in einem Spiegel, in einem dunkeln Worte. Unser Wissen ist Stückwerk, auch unser Weissagen ist Stückwerk."

Die Selbstbescheidung der Erkenntnis ist von Kant zu höchster wissenschaftlicher Bewußtheit gebracht worden. Und der deutsche Idealismus verdankt dem Astronomen Kant auch das andere, daß hier die astronomischen Erkenntnisse der Neuzeit auch philosophisch ganz ernst genommen werden. Auf dem Gebiet der Weltanschauung rächt es sich am allerschwersten, wenn die Erkenntniskritik und das Weltbild unberücksichtigt bleiben. Der naive Realismus und der lokale Dualismus sind nun endgültig überwunden. Es ist begreiflich, daß dem an die klassischen Aussagen des Christentums und an die altgeheiligten Formulierungen der christlichen Lehre gewöhnten Ohr die Sprache des deutschen Idealismus wie eine Stimme aus einer anderen Welt klingt, ganz fremdartig, ganz contre coeur; es hört zunächst aus allem nur das Nein. Aber diese Sprache kommt gar nicht aus einer anderen Welt, sondern nur aus einem anderen Weltbild, und sie ist nicht dem Herzen des Christentums fremd, sondern nur seinem traditionellen Anschauungs- und Begriffsapparat. Manche These des deutschen Idealismus pflegt als Antithese gegen das Christentum empfunden zu werden, die nichts Anderes ist als eine Lösung der christlichen Wahrheit aus dem Rahmen antiquierter Vorstellungsformen.

Zur Veranschaulichung des Gesagten wähle ich das neueste Buch über unser Problem: Helmut Groos, Der deutsche Idealismus und das Christentum[8]).

Duisburg Friedrich Karl Feigel

[8]) München, Ernst Reinhardt 1927. 518 S. 15, geb. 18 M. (Untertitel: Versuch einer vergleichenden Phänomenologie.)

Aus den Gründungsjahren des preußischen Erzbistums Köln

1

Die Einrichtung des preußischen Erzbistums Köln nach dem Wiener Kongreß bis zu dem „Kölner Kirchenstreit" ist eine Periode der staatlich-kirchlichen Problematik.

Es ist bekannt, welche wichtige Rolle der Kölner Erzbischof Ferdinand August Graf Spiegel zum Desenberg in jener Zeit der Verhandlung zwischen Kirche und preußischem Staat gespielt hat, die bald nach der Einrichtung des Erzbistums (1821) anbrach. War er doch Kontrahent jenes Geheimvertrags von 1834, der sich durch Toleranz auszeichnete, wenn auch seine politische und kirchliche Bedeutung umstritten ist. Nicht um diese Epoche seiner Amtsführung aber handelt es sich in unserm Aufsatz — er möchte vielmehr einen Einblick in das Wesen dieses friedliebenden und ehrenhaften Kirchenfürsten gestatten, der ebenso sehr seiner Kirche dienen als den Abmachungen mit dem Staate gerecht zu werden bestrebt war. Es seien als Grundlage der Betrachtung die Briefe des Erzbischofs an den feinsinnigen Christian Karl Josias Frh. von Bunsen benutzt, der seit Niebuhrs Abgang 1824 als Geschäftsträger Preußens an der Kurie tätig war. Seit seiner Inthronisation stand Graf Spiegel in besonders vertrautem, bisher für die Jahre vor dem sogenannten Kölner Kirchenstreit nicht hinlänglich beachtetem Briefwechsel mit Bunsen. Gerade diese Briefe, die vor allem Zwist und späteren politischen Mißstimmungen liegen, geben ein Bild von dem edlen Erzbischof, das bezeichnend und erfreulich genug ist, in einer Zeit wieder aufzutauchen, wo die nationale und religiöse Wertung der Kirchen von neuem Gegenstand politischer Überlegungen geworden ist, wo die Konkordatsfrage das staatlich-kirchliche Verhältnis abermals berührt.

Nicht minder anziehend aber ist die aus dem Briefwechsel sprechende Treue, mit der sich dieser rheinische Kirchenfürst dem preußischen Staate verpflichtet fühlt und er allen heimlichen Versuchen gegenüber, die zwischen der Kurie und dem Staat geschlossenen Abmachungen zu umgehen, tatkräftig und aufrichtig entgegentritt, sie mögen stammen, woher auch immer sie wollen.

2

Nachdem 1821 den Domkapiteln das Recht zur Wahl einer dem König grata persona überlassen worden war, wurde Graf Spiegel im Jahre 1825 zum Erzbischof ernannt. Am 20. Mai schrieb der apostolische Protonotar Schmitz von Deutz aus an Bunsen: „Gestern haben Sr. Erzbischöfliche Gnaden Herr Graf Spiegel zum Desenberg die Verwaltung des ganzen Erzbisthums Köln übernommen, wodurch ich von diesem beschwerlichen Geschäfte Gott Lob! völlig entlassen bin." Bereits am 20. August 1824 hatte Spiegel noch als Domprälat von Münster aus „für so ergiebige Dienstleistungen", „eifrige, beharrliche und nicht minder erfolgvolle Bemühungen" gedankt, die Bunsen besonders im April und Mai 1824 bei der Kurie getätigt hatte, um das päpstliche Ernennungsbreve zu erlangen, das endlich „auf des Königs Majestät allerhöchsten unmittelbaren Befehl" dem Erzbischof zugestellt wurde. Bunsen antwortete darauf u. a.: „Ich bin überzeugt, daß es Ew. Exzellenz vorbehalten ist, diese schöne Provinz vollends, wie es mit Schlesien geschehen ist, an die Monarchie zu knüpfen, in deren Emporblühen Sie ihr Glück zu setzen haben, und eine sehr merkwürdige Epoche in der Entwicklung derselben auf das ruhmvollste ... mit Ihrem Namen zu verbinden." Noch aber war die geistliche Organisation des Erzbistums nicht völlig ins Reine gebracht; am 27. September schreibt Spiegel an Bunsen: „Ich komme eben jetzt vom Rhein zurück; die Behörden in Cöln und Coblenz sind ohne Weisung von Berlin über die geistliche Organisationsangelegenheit des Erzbisthums; ich

werde nun im künftigen Monate nach Berlin gehen, um dort die Sache zu fördern." „Was soll ich in Cöln machen, solange weder der Erzbischof noch die Domgeistlichkeit ein anständiges Unterkommen finden, auch die Dotation nicht näher vorliegt." „Inmittelß soll es während meines Aufenthaltes in Berlin nicht an Betriebsamkeit meinerseits mangeln."

In Sachen der „so stark verwahrlosten Erzdiözese Cöln" ist dann Spiegel in Berlin drei Monate nicht minder tatkräftig gewesen, wie es Bunsen in Rom war, so daß im Dezember die Präkonisierung des Erzbischofs erfolgte. Ende Januar 1825 erst allerdings kehrte Spiegel von Berlin zurück; er versichert am 6. 2. Bunsen, „daß Ew. Hochw. Benehmen die Angelegenheit ... zur Reife gebracht, und Hochihnen ist die schnelle Überschickung des transumti Bullarum nach Berlin zu verdanken." Noch fehlt das Pallium und die Expeditiones Bullarum sub Plumbo. Mit dem Minister von Altenstein hat sich Spiegel, der sich scherzhaft „Erzbischof von Berlin" — wegen Ableistung des Staatseides — nennt, „über die geistlichen Sachen überhaupt und über die coloniensia insbesondere" während seines Berliner Aufenthaltes unterredet. Die Zahlung der Kosten „unterliegt keinem Anstand". „Sollten aber noch einzelne Geschenke oder Mühevergütungen erforderlich oder auch nur anräthlich sein", so bittet Spiegel den Geschäftsträger um „einen Wink — und dann folgt die Anweisung". Mit Niebuhr, dessen Bekanntschaft er schon 1824 in Bonn gemacht hatte, lebte der Erzbischof in spe in Berlin „auf freundschaftlichem Fuße". Mit schönem, Kirche und Staat berücksichtigendem Bekenntnis schließt Spiegel diesen Brief: „Der Himmel wolle mir Muth, Kraft und Stärke verleihen, damit ich den Erwartungen der Höchsten Häupter, welche mich für Cöln ausersehen haben, und für das ewige Seelenheil der mir anvertrauten Diöcesanen wirken möge."

Am 5. April aber schreibt Spiegel an Bunsen, daß in der übersandten päpstlichen Palliumsbulle die Klausel eo inviolatius observabo quo certior sum nil in illis contineri, quod iuramento meo fidelitatis erga Serenissimum Borussiae Regem eiusque ad thronum successores debito adversari possit*) fehle. Bunsen möge sich auch hierin bemühen: „möchte die Verlegenheit auf die möglichst schleunigste Weiß beseitiget werden." (Tatsächlich hatte der preußische Geschäftsträger vom Minister Wittgenstein schon seine Weisungen in der Angelegenheit erhalten.)

In diesem Brief bereits klagt der Erzhirt, dessen „Anträge stets ebenso das Gepräge der Aufrichtigkeit, des Vertrauens und der Wahrheit haben" sollen (Brief vom 6. 2.), über die Kölner Verhältnisse: „Verdrießlich, beynahe Mißmuth erregend, ist meine Lage in Beziehung auf die Geistlichkeit im Erzbisthum Cöln — die Angeberey, gegründet auf Haß und Neid, eingehüllet im Mantel von Frömmigkeit, hat beynahe keine Grenzen — anbey sind diese Zeloten am weitesten in der wissenschaftlichen Bildung zurück und trachten sich auf dem Schleichwege der Klatscherey werthvoll zu machen, ein anderer Theil donne dans la Crapule, und noch Andere sind durch bis zur Armuth reichende Nahrungssorgen tief gesunken. Es ist ein herkulisches Unternehmen, unter solchen mislichen aspecten Ordnung, Sittlichkeit herzustellen — wie weit es mir gelingen will, muß die Zeit lehren." Nach diesen sehr ernsten und nachdenklichen Klagen aber folgt das Bekenntnis einer aufrechten Seele vor ihrer Verantwortung gegenüber Kirche und Staat: „Aber fest bin ich entschlossen, das Erzbisthum zu abdiciren, sobald Mangel an Vertrauen von Rom und Berlin auf mich lasten würden."

*) „Um so unverletzter werde ich dies befolgen, je gewisser ich bin, daß nichts darin enthalten ist, was meinem schuldigen Treueid gegen den allergnädigsten König von Preußen und seine Thronfolger widerstreiten könnte." D H

Daß in den Kreisen der rheinischen Geistlichen die Stellung, die der Erzbischof in vermittelnder Weise einnahm, nicht diejenige Zustimmung fand, die der Zeitlage und der Schwierigkeit der Verhältnisse nach vonnöten gewesen wäre, geht aus den weiteren Worten des Briefes deutlich genug hervor: „Der boshaften Angeberey der rheinischen Geistlichkeit wird nur durch Entdeckung einiger der Angeber gesteuert werden — in Berlin wünscht man sehr, die Anklage corypheeen fassen zu können. Möchte es Ew. Hochwohlgebohren gelingen, zuversichtliche — wenn auch vertrauliche — Kunde an den Herrn von Altenstein oder an mich gelangen lassen zu können." Interessant im Hinblick auf die zur Zeit wieder notwendige Aufnahme der Kölner Dombauarbeiten ist die Bemerkung in dem Brief: „Die Aufrechterhaltung der Domkirche in Cöln erfordert gebietherisch 400 000 Reichstaler." Dem Agenten, Kanoniker von Augustinis, der in Rom für die Ernennung Spiegels tätig war, fühlt sich dieser verpflichtet: „Auf die Befriedigung des Herrn werde ich Bedacht nehmen." Spiegel scheint sich seiner auch in der Frage der Aufklärung der gegen ihn bei der Kurie einlaufenden Denunziationen*) haben bedienen zu wollen: „Der Herr von Augustinis hat wohl Gelegenheit, derartige Anklagen zu lesen." Am 11. Juni empfing Spiegel durch den Trierer Bischof die Weihe.

3

Am 21. Juni berichtet der Erzbischof an Bunsen über seine Einführung in sein Amt. Die Inthronisation ist „mit glanzvoller Feier und geziemender Würde zur Freude und Jubel des Volkes vollzogen" worden — „ich stehe, handle und wirke nun als Erzbischof von Köln — der Himmel gebe dazu seinen Beystand und Seegen — der Arbeit ist viel, die Verwirrung groß, und der Mittel sind wenige." Spiegel dankt Bunsen für seine Bemühungen und Hilfe: „was aus aufrichtiger Brust, auf deutsche und westphälische Sitte hiermit geschieht." Zwar ist Köln „unangenehm ... diese alte, große Stadt, in welcher man weder gehen, reiten noch fahren kann ... im heißen Sommer zu bewohnen." Der Erzbischof beklagt sich über die damals einsetzende Zuwanderung junger Leute nach Rom, „in die fremde und unbekannte Welt" — „während es ihnen, wenn sie tüchtig und brav sind, an Gelegenheit sich auszubilden und in dem geistlichen Stande Unterkommen zu finden, in der Heimath nicht fehlen kann, da die clerical Seminarien nicht überfüllet sind und der Mangel an guten, zum Seelsorgeramte tauglichen Subjecten fühlbahr groß ist." Der Erzbischof wünscht, daß dieser Wanderdrang nach Rom „obrigkeitlich gestört" werde; die jungen Menschen würden „Abentheurer und verlohren gehen". Bunsen soll „die Vorkommenheiten" der Berliner Regierung anzeigen, „so wird hinsichtlich auf unsern Staat dem Übel gesteuert werden, und gut wäre es, wenn die Ankömmlinge wieder in ihre Heimat zurückgeschickt würden". Der Erzbischof meint weiterhin, daß tüchtige Kleriker wohl in deutschen Bistümern unterkommen könnten; freilich ist „das Clerical-Seminarium hier in Cöln in ganz elendem Zustande, Armuth und Lippengebeth bestimmten gleichsam die Aufnahme, auf Gymnasialstudien wurde nicht geachtet; ich werde diesem Unwesen dadurch abzuhelfen suchen, daß ich öffentliche, mündliche und schriftliche Prüfung pro admissione ad Seminarium einführe und dazu nicht ohne Zeugniß über gemachte Gymnasialstudien zulassen werde".

Dem Reformeifer für das eigene Seminar ist es in erster Linie zugute zu halten, daß der Erzbischof dem

*) Vgl. auch Erzbischof Hommer von Trier 23. 2. 25: „Nur das möchte ich wissen, von welcher Seite die Denunziationen angebracht sind. Wenn sie von Nellesen zu Aachen oder Binterim zu Düsseldorf herrühren, die sich in alle fremden Händel mischen, so bin ich gleichgültig dabey. Sollten sie aber von Geistlichen aus der hiesigen Diözes herrühren, was ich jedoch nicht vermuthen will, so müßte ich das sehr bedauern."

Collegium Germanicum, dessen Errichtung ihm „bekannt ist", nicht wohlgesinnt*) erscheint: „ich werde keinen jungen Menschen dahin schicken, wenn nicht ein besonderer Zweck dazu vorliegt und dann würde ich sie nur peractis studiis theologicis dahin reisen lassen." Man erkennt, daß noch andere Gründe den Erzbischof zu seiner Haltung bestimmen; den Einflüssen des in bestimmter Richtung geleiteten Kollegiums will er die deutschen Kleriker nicht ohne besondere Gründe und Beschränkungen aussetzen. Auch in diesem Briefe muß sich der „preußische" Erzbischof über Denunziationen beklagen: „Ew. Hochwohlgeboren werden vermuthlich wissen, daß man in Berlin darauf denket, der heimlichen Angeberey und Verläumdungssucht nach Rom Grenzen zu setzen — möchte man nur die Namen einiger der unberufenen Briefsteller aus der Geistlichkeit des Erzbisthums Cöln mit Gewißheit erfahren — mich dünkt, Ew. Hochwohlgeboren würde derartige Erforschung am ehesten gelingen." Der Erzbischof glaubt den Weg, auf dem die Anklagen nach Rom gelangen, zu kennen: „Die Nuntiatur in München übermacht die Anklagebriefe nach Rom."

Am 1. September schreibt der Kirchenfürst an Bunsen einen Brief, aus dem man erkennt, daß Bunsen den Einfluß des Erzbischofs in Berlin auch für seine Beförderungsangelegenheit in Rom benutzen wollte. Spiegel teilt ihm mit, daß in Berlin vorläufig über die Bevollmächtigtenstelle noch nichts verlaute, auch sei nicht bekannt, ob man in Rom an Stelle des jetzigen Verhältnisses einen bevollmächtigten Minister wünsche. Hinsichtlich des evangelischen Gottesdienstes, der Bunsen bekanntlich besonders am Herzen lag, äußert der Erzbischof beachtliche Bedenken, da er „den Frommen am päpstlichen Hofe, in der höheren Geistlichkeit, ein Dorn im Auge ist". Die besondere Schwierigkeit einer preußischen Vertretung am heiligen Stuhl ist dem deutschen Erzbischof keineswegs verborgen: „Der Gesandtschaftsposten in Rom ist vielfach schwierig, local und personal Kenntniß sind die großen Hebel für die vorkommenden Geschäfte, welche an Inhalt und Zahl fortwährend zunehmen." Er versteht es aber auch, daß Bunsen gern dort tätig ist. Bekanntlich eigneten diesem Manne die Lokalkenntnis und die Lebensart für den Posten, die seinem Vorgänger Brandis abging. In vornehmer Ausgeglichenheit und der Besonnenheit, die tiefe Bildung verleiht, hatte Bunsen seine Geschäfte seither unter dem Sinnspruch geführt, der sich in einem Brief an Brandis vom Jahre 1817 findet: „Die Ohren scharf, die Augen auf." Nicht eine Hinneigung zu katholischen Anschauungen läßt ihn mit dem katholischen Kirchenfürsten so freimütig verkehren, sondern ein tief religiöses Bedürfnis und die schmerzliche Gewißheit — wie er im Dezember 1817 an Becker geschrieben hatte —, daß erst noch „eine allgemeine deutsche evangelische Kirche sich bilden" müsse.

Und umgekehrt ist der katholische Kirchenfürst national und staatsverständig genug, in einem jesuitischen oder nur ultramontanen Gepräge des deutschen Katholizismus nicht eine conditio sine qua non zu erblicken. Immer beachtlicher spricht sich dies in den weiteren Briefen aus. Wie offenherzig klingt sein Bekenntnis: „Mir ist mit der Übertragung des Erzbisthums Cöln eine große Last Geschäfte aufgelegt worden — hier im Erzbisthum Cöln sieht es vielseitig wüst aus — die wirkliche Jesusreligion ist in crassen Bilderdienst übergegangen — die Geistlichkeit in hohem Grade unwissend und das clerical Seminar unter aller Critik. Der Himmel wolle mir Stärke verleihen und meinen Muth aufrecht erhalten, ansonst ist der Stein zu schwer, um durch mich weggewälzt zu werden." So spricht nicht allein ein wirklichkeitsklarer Kopf und hoher Verwaltungsbeamter der Kirche — hier tut man einen Blick in die verantwortungstreue Seele eines wahrhaft religiösen Mannes! „Mit Vergnügen" erfährt er, daß „man in Rom mit günstigen Augen" auf ihn sieht. Er beruhigt zugleich den Staat, daß „Angstlichkeit wegen Aufstellung eines Prosynodalgerichts für die Metropolitanprovinz Cöln ganz grundlos" ist. Des Ansehens wegen solle lediglich ein solches eingerichtet werden, wie es in Westpreußen und Schlesien schon bestehe; „es kommt dabey nichts politisch-gerichtsbarliches vor"! Die Wiederbesetzung des erledigten Bistums Paderborn ist nach Meinung des Erzbischofs schwierig, „es fehlt an Subjecten für die Sache, — und auch an muthvollem Willen einzelner Geistlichen, ein Bisthum in Preußens Monarchie zu übernehmen." Ein wie großes Zeugnis zu diesem im kirchlichen und staatlichen Interesse zugleich liegenden Mute stellt sich der Kölner Erzhirte mit diesem ehrlichen und offenen Urteil über die damaligen Zustände aus! Am 26. November bittet er, gegenüber Bedenklichkeiten der Kurie, die in der Errichtung jenes Prosynodalgerichtes Einschränkung eigner Rechte befürchtet, den Geschäftsträger Bunsen, „die Römer von der irrigen Ansicht zurückbringen". Er sieht in diesem immer mehr den geeigneten Mann, in geistlich-kurialen Dingen „vertrauliche Kunde" zu erhalten. Es braucht nicht betont zu werden, welchen Unterschied Spiegels Methode gegenüber der seines Nachfolgers Droste in diplomaticis aufweist!

Am 18. März 1826 bedankt sich Spiegel bei Bunsen, daß er ihn gegenüber Verleumdungen in Rom in Schutz genommen hat. Die „niederländische" (d. i. belgische) Geistlichkeit, die er bereits in einem früheren Brief im Verdachte der Anklagen hatte, ist ihm auch jetzt noch verdächtig. Daneben hält er einen Pfarrer Nellessen in Aachen — er war bei der Aufstellung des Aachener Kollegiatstiftes übergangen worden — für gefährlich. Ihm schreibt er einen ehrenrührigen Artikel in der „Etoile" zu; er sei „überhaupt feindselig wider unser Gouvernement gestimmt." Inzwischen hatte der Münchener Nuntius Spiegels Verbot der geheimen Korrespondenz von Geistlichen nach Rom gerügt. Der Erzbischof bemerkt nun sehr bezeichnend gegen Bunsen, daß der Nuntius unrecht tue; denn Spiegel habe durch seine Warnung viele Geistliche vor der beabsichtigten staatlichen Untersuchung „wahrhaft liebevoll" bewahrt. Übrigens habe er nur dasselbe mit seinem Verbot getan, was 1817 der apostolische Generalvikar Fonck angeordnet habe, was „aber nicht beachtet" worden sei. Er verdiene wirklich im Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brot: „ich lasse es mir ernstlich angelegen seyn, mein Episcopalamt auszufüllen, auch erhalte ich darüber aufmunternde laute Beweise großer Zufriedenheit von geistlichen und weltlichen Diözesanen aller Klassen Einwohner — allen zu genügen, ist unmöglich, und unglaublich tief liegt hier alles wahrhaft Religiöse am Boden. Dabei fehlt es ganz an geeignete(n) Mitarbeiter(n)."

4

Der Erzbischof hatte in der Tat schon Erhebliches geleistet; in der „Kölner Zeitung" vom 16. März 1826 lesen wir über die Neuordnung des seit 1300 in Köln bestehenden Klosters der Barmherzigen Brüder (Celliten), das seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert infolge der politischen Wirren in Verfall geraten war: „Hochseiner (des Erzbischofs) Fürsorge verdankt die Anstalt weise, den dermaligen Verhältnissen angemessene Statuten, welche auch den Beifall und die Zustimmung Seiner Exzellenz des Herrn Oberpräsidenten unserer Provinz erhalten haben." „Möge diese in den Stürmen der Zeit nicht untergegangene und nun erneuerte Anstalt gedeihen und als ein Denkmal der väterlich wohlwollenden Bemühungen

*) Hommer ebenda. „Darum weil man nicht allen helfen kann, ist mir jede Gelegenheit willkommen, wodurch ich jungen Leuten in ihrem Studium forthelfen kann, und so ist es mit den vieren, die im Collegio germanico sind ... Haben sie Talent, so werden sie auch schon jetzt zu unterscheiden wissen, was ihnen frommt; werden sie auch ein wenig verschroben, so wird sich das schon ausbügeln lassen, wenn sie zurückkommen. Bei alledem sind solche Versendungen nicht so wohl freyer Wahl als Aushilfsmittel in Nothfällen."

unseres Hochwürdigsten Herrn Erzbischofes immer fortbestehen zum Wohle der leidenden Menschheit." Auch andere Kranken- und Armenanstalten betreute der Kirchenfürst, so die Institution der „Grauen Schwestern". Es macht Freude zu lesen, daß er dabei die Absicht ausspricht, „daß Ordnung und Regelmäßigkeit bei der Verwendung der vorhandenen großen Mittel endlich eintrete, das französische Formwesen aufhöre und Wirken an die Stelle komme", d. h. deutsche Caritastat an die Stelle französischer Bürokratie und schöner Theorien! Die Franzosen hatten der zivilen Stadtvierteleinteilung zu Liebe damals auch die kirchlichen Bezirke Kölns durcheinandergewürfelt — auch das erforderte die Arbeit des Erzbischofs.

Diesem ist das Gerücht nicht unbekannt geblieben, daß „schon ganz bald ein Interdikt von Rom wider die Universität und den theologischen Unterricht in Bonn erscheine"! Er hält zwar die Drohung für lächerlich, hat aber durch seinen Agenten von Augustinis in Rom seit Dezember 1825 in der Sache nachforschen lassen. Jetzt bittet er Bunsen, zu „erforschen, ob und was wegen dieser hinsichtlich auf katholisch-theologischen Unterricht streng orthodoxen Universität durch die Nuntiatur in München gearbeitet und intrigirt werde."

Die geheimen Anschuldigungen sowohl wie die unmittelbare Korrespondenz seitens der Geistlichkeit gegen ihren Oberhirten nach Rom hörten nicht auf; wie ja noch nach seinem Tode gegen ihn Verdächtigungen und Verunglimpfungen nicht verstummen wollten, so um so weniger bei seinen Lebzeiten. Als deutscher Bischof amtieren und katholischer Seelenhirt in wahrhaftigem Ernste seiner Religion sein, war dabei das einzige Streben des geraden und edlen Mannes. Trotzdem mußte er eine erst am 23. Juni 1826 veröffentlichte gedruckte Mahnung an die Geistlichen richten, die durch das preußische Ministerium veranlaßt war: „Es liegen unleugbare Thatsachen vor, daß dieser in unsern Gesetzen verbotene, daher unerlaubte und strafbare Briefwechsel auch in seinem Inhalte wider das Gebot der Nächstenliebe anstößt und die häßliche unchristliche Ansicht angenommen hat, achtungswerte Männer vom Priesterstande zu verleumden. . .verdächtig zu machen und in übeln Ruf zu bringen." Dadurch könne auch „das gute Benehmen" zwischen Kurie und preußischer Krone störend beeinflußt werden. „Die Milde unserer Regierung, unseres religiösen, frommen, gegen seine katholischen Unterthanen so huldvoll handelnden Königs" wird besonders betont; die Angeber sollten bereuen und nicht vergessen der Heilandsworte: „Liebet einander"!

Am 7. April beschwert sich der Erzbischof über die Verzögerung der Ernennung des „hochreligiösen frommen Abten Frh. von Beyer" als Weihbischofs durch die Kurie. Diese wollte die Frage erst auf einem Osterkonsistorium entscheiden. Der Kölner Erzbischof durchschaut offenbar die belgischen Einflüsse jener Zeit auf die deutsche Kirchenprovinz. Die Bestätigung des Weihbischofs ist dringend nötig, um kirchliche Ordnung zu schaffen, liegt aber auch im deutschen Interesse; denn „der Volkscharacter ist so ganz durch das Franzosenthum verdorben". Dem preußischen Verhalten in kirchlichen Angelegenheiten stellt der Erzbischof das Zeugnis aus, daß „unser Hof weit nachgiebiger sei, als Rom von einem evangelischen Souverain in der Regel erwarten darf". Er ist sich seines guten Gewissens bewußt: „mein Bewußtsein sagt mir, daß ich mit großer Aufopferung ganz meinem oberhirtlichen Amte lebe und — dem Himmel sei Dank! — im Einklange mit dem Ministerio in Berlin manches schon für Schule und Kirche geleistet und noch mehreres für die Zukunft eingeleitet habe — ich gestehe Ihnen aber auch im Vertrauen, daß ich die übernommene archiepiscopal Bürde gern wieder niederlege, so bald ich ernstlich mißfalle oder mißvergnügt gemacht werde." „Es mag vielleicht gut seyn, wenn diese Lage und Ansicht cum grano salis in Rom nicht unbekannt bleibt." Gegenüber „der Zudringlichkeit mancher Frömmler" muß Spiegel manche Schritte tun und Briefe an die Kurie schreiben, welche „mich als folgsam unterwürfigen Sohn der Kirche im Gegensatze zu einem arroganten Bischof" darstellen. Der Erzbischof bezieht sich hier auf die Schreiben, die er wegen der Nichtverkündigung der Jubiläumsbullen des Heiligen Jahrs (1826) nach Rom und Berlin gerichtet hatte. (Die preußische Regierung hatte von der Kurie „keine auf diesen Gegenstand Bezug habende Bulle" erhalten. Minister v. Altenstein an Spiegel, 16. 3. 1828.)

5

Die preußische Verfügung betreffend Aufhebung des Düsseldorfer Karmeliterinnenklosters, das nur noch drei bejahrte Insassen hatte, veranlaßte die Fortsetzung des erzbischöflichen Briefwechsel mit Bunsen. Zwei Novizen wollten ihre Gelübde trotz allem in Düsseldorf ablegen und dort leben. Der Erzbischof legte ihnen nahe, nach Österreich überzusiedeln oder in ein Ursulinerinnenkloster einzutreten. In Rom wäre man den Novizen gern günstiger zu Willen gewesen. Spiegel führt die Weigerung der Novizen, seinem „wohlgemeinten Rath" zu folgen, dem Einflusse „von einigen alten, unserer Regierung wenig geneigten Exjesuiten" zu. Da die Regierung in das Klostergebäude die „Grauen Schwestern" der Krankenpflege verlegen will, so steht der Erzbischof nicht an, diese Absicht zu billigen: die drei Karmeliterinnen fänden ja auch noch Platz in dem Gebäude — „mich dünkt aber auch, daß so ein Detail nicht für die oberste Kirchenverwaltung in Rom gehört".

Wenn auch der päpstliche Nuntius in München nunmehr weggeht (er war zum Erzbischof von Capua ernannt worden), so „bleibt die geheime Verbindung mit unsern Geistlichen im Bergischen und den Emissarien in Frankfurt a. M. doch die nemliche". Spiegel rät Bunsen, über das neue Nuntiaturpersonal „individuelle Notitzen" zu sammeln und nach Berlin zu senden, wie es früher auch geschehen sei: „Früher lieferte weiland Herr Bertoldes dergleichen dem Staatskanzler Fürst Hardenberg, welcher mir manches verthraulich mitgeteilet hat." Sehr wichtig und belangreich erscheinen die weiteren Sätze dieses Briefes vom 21. 8: „Das Collegium germanicum werde ich aus meiner Erzdiözes nicht bevölkern, ich habe mehreren bedürftigen und für Universitätsstudien als unreif erklärten Jünglingen das Ordinariatszeugniß zu verweigern mich im Gewissen verpflichtet gefühlt — nach Berlin habe ich den Vorschlag gemacht, nur ausgezeichnet fähige, mit theologisch wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstete junge Männer nach Rom zur Schlußausbildung reisen zu lassen, auf diese Art kann Rom uns nutzen, das Interesse der Kirche und des Staates vorteilhaft gehandhabt werden." Mit diesen Worten wendet sich der Erzbischof offensichtlich gegen das Bestreben des Aachener Priesters Nellessen, Jünglinge, die privatim ihr Theologiestudium angefangen hatten, von den Universitätsstudien in Bonn abzuhalten; zudem möchte er wohl einen Überblick über die jungen Theologiebeflissenen seiner Diözese genau durchführen können, um die nicht regierungsfreundlichen unter ihnen im Auge zu behalten. Daß er nicht einfach jedem die letzte Ausbildung in Rom versagen wollte, beweist die Tatsache, daß er sich persönlich für einen gut vorgebildeten Studenten Braun verwandte, der in Rom „den Geschäftsgang in ecclesiasticis kennen lernen" wollte. Einen 35 jährigen Stephan Fuhrmann aus Kath bei Düren, der nach privatem Unterricht die Universität Bonn besucht hat (er schreibt: „Privat Unterricht" — „Philosophihe") und „da er arm ist" ins Collegium germanicum eingetreten ist, hat Spiegel sogar der Fürsorge Bunsens empfohlen.

Neue Intriguen geben am 8. Jenner 1827 dem Erzbischof Veranlassung zu einem neuen Briefe an Bunsen. In Frankfurt war ein gewisser Marx als römischer Korrespondent in Kölner Kirchensachen tätig; er muß abfällig über die dortigen Verhältnisse berichtet haben; denn Spiegel schreibt: „Ich bemitleide dies Getreibe und gehe

in diöcesanis den geraden Weg für Wahrheit und Religion, welche ich als unzertrennliche Gefährten betrachte. Auch ist es mir seither vortrefflich gelungen, das Zutrauen der Geistlichkeit und meiner Diözesanen zu gewinnen." Er meint, daß auch in den Niederlanden nach preußischem Vorbild ein ähnliches Episkopalsystem einzuführen sei, zweifelt aber, ob sich in Belgien auch nur ein geeignetes „Subjekt" finde, das dem Geschäft einer Delegation an die Kurie gewachsen sein werde. (Der Lütticher Erzbischof von Mühlen war „immer schwach von Charakter"!)

Am 14. 4. drückt Spiegel sein Befremden darüber aus, daß die Konsistorien in Rom zur Zeit solange ausgesetzt werden: „dadurch wird die Preconisierung des Weihbischofs von Münster, des Frh. Clemens von Droste Vischering, auch noch länger zurückgesetzt." Interessant ist in diesem Briefe folgende vertrauliche Anfrage: „Würde man in Rom großen Anstand nehmen, wenn auf Grenzveränderungen in den preußischen Bisthümern am Rhein und in Westphalen communi consilio episcoporum angetragen würde? Es sind bei der Begrenzung unglaubliche Versehen geschehen, weil die französische Civilbegrenzung der Distrikte zum Grunde gelegt ist." Man geht kaum fehl, wenn man hinsichtlich dieser Anfrage das Bestreben des Erzbischofs annimmt, die Diözesangrenzen den neuen preußischen Zivilverwaltungsgrenzen besser anzugleichen.

Am 2. Juni weiß der Erzbischof, daß man den von ihm einst empfohlenen Dr. Braun an der Kurie hat aushören wollen. Dr. Braun hat berichtet: „Man hat mir die schriftliche Auseinandersetzung gewisser Punkte hinsichtlich des Erzbisthums Cöln wiederholt abgefordert und aller Vermuthung nach gelangt dieses an den Papst." Braun hat noch nicht geantwortet. Es ist nun ebenso ehrlich wie diplomatisch klug von dem Erzbischof, daß er Braun durch den „Herrn Professor Hermes in Bonn (hat) bemerklich machen lassen, daß er seiner Vertheidigung oder Anpreisung keineswegs bedürfe. Wolle Rom etwas über den Erzbischof und sein Handeln wissen, so müsse man sich unmittelbahr an ihn selbst nach Cöln wenden." Auf welche merkwürdigen Tatsachen läßt dieses Gebahren in Rom schließen; daher bittet denn auch Spiegel den vertrauten Bunsen, „den commentar zu der rätselhaften und absichtlich dunkel ausgedrückten Stelle (seines Briefes) von Herrn Braun unmittelbahr zu erfragen".

Am 30. Juni bittet der Erzbischof, Herrn Braun zur Rückkehr zu veranlassen; das Ministerium wisse über den Zweck seiner Romreise nichts. Wegen der Feiertage-Regelung, „worüber die größte Verschiedenheit in der Erzdiöces Cöln herrscht und zum Anstoß gereicht", hat der Erzbischof vergeblich mit dem preußischen Ministerium verhandelt. „Der neue Nuntius in München hat noch nichts von sich hören lassen" — „die Stimmung meiner Diöcesanen hat sich sehr zum bessern geändert, ich erhalte viele Merkmale aufrichtiger Ergebenheit." Wenn des Erzbischofs Bruder, der als österreichischer Gesandter nach München gehen wird, dort ist, „dann kann ich manches zur Mittheilung geeignete in Kirchensachen mit Zuverlässigkeit erfahren und den Gang der Kirchensachen außerhalb der preußischen Monarchie beurtheilen. Die Nuntiatur in München bleibt wohl nicht ohne Weisung und Einfluß auf das katholische Kirchenwesen in Süddeutschland." Schließlich hofft der Erzbischof, daß ähnlich wie in Preußen auch in den übrigen Ländern die kirchlichen Verhältnisse geregelt werden möchten. — „Friede muß uns allgemein werden."

6

In einer Zeit, in der die Konkordatsfrage in Preußen zu einem Gegenwartsproblem beachtlicher Bedeutung geworden ist, mag es dem heutigen Leser nicht belanglos sein, wie sich diese Frage nicht in den Theorien heutiger Parteimeinungen, wohl aber in der Praxis eines jener Kirchenfürsten ausnahm, die das Problem „Staat und Kirche" durch das Bekenntnis zu Notwendigkeiten, nicht zu einer nur scheinbar prinzipienstarken Einseitigkeit zu lösen trachteten. In diesem Sinn kann der Ausschnitt aus dem Briefwechsel zwischen Graf Spiegel und Freiherrn von Bunsen dem heutigen Leser „lebendiger" werden als die laute Lebendigkeit des Parteienstreites unserer Tage. Denn besser als diese deckt er tatsächliche Probleme jener Dinge auf.

Wiesbaden-Biebrich Albert Henche

Die Ausstellung der 100 Bibeln im Buchmuseum zu Leipzig

Ein Überblick von Gutenberg bis zur Gegenwart

Irgendwie fiel das Wort von einer Welt-Bibelausstellung. Ein großer und großartiger Gedanke, würdig einer Weltbewegung wie etwa der, die unter dem Zeichen von Stockholm steht! Das Buch der Bücher auf seinem Siegeszuge durch die Zeiten und Völker verfolgen zu dürfen in all den Stadien der menschlichen Kulturentwicklung auf Stein, Papyrus und Pergament, handgeschrieben und gedruckt, illuminiert und illustriert, als Prachtkodex und als Groschenausgabe — das wäre vielleicht der interessanteste Längsschnitt durch die Weltgeschichte, der gelegt werden könnte!

Das Buchmuseum in Leipzig will die Riesenaufgabe nicht lösen. Das Buchmuseum beschränkt sich auf die Bibel als Druckwerk, d. h. auf die letzten 425 Jahre. Und es will innerhalb dieses Zeitraumes auch nur die markantesten Erscheinungen zeigen, etwa 100 an der Zahl. Seine Ausstellung, die am 5. März vor einem kleinen Kreis geladener Gäste eröffnet wurde, ist ja eigentlich nichts weiter als das Anschauungsmaterial zu der von dem Museumsdirektor Professor Dr. Schramm im letzten Winter gehaltenen Vorlesung „Die Bibel als Druckwerk von Gutenberg bis zur Gegenwart".

Aber auch so bietet die Ausstellung eine Fülle von Material. Alles Wichtige ist vorhanden. Übersichtlich aufgestellt, gruppiert sie sich in folgende fünf große Teile: die Inkunabelzeit, Luther und seine Epigonen, lateinische und ausländische Ausgaben, Bibeln (besonders illustrierte) des 19. und 20. Jahrhunderts, Missionsbibeln.

Teil 1, die Inkunabelzeit, ist entsprechend dem Charakter des Museums, das in seiner Klemmsammlung über einen stattlichen Inkunabelbestand verfügt, ziemlich reichlich vertreten. Dieser Teil gliedert sich seinerseits in zwei Unterabteilungen, in Textbibeln und glossierte Bibeln.

Die Textbibeln beginnen selbstverständlich mit der 42zeiligen Bibel, jenem zweibändigen Prachtwerke, das zweifellos Gutenberg zugehört. Hier liegt das Pergamentexemplar der Klemmsammlung aus, das alle Vorzüge des alten Druckes deutlich erkennen läßt, die übersichtliche Satzanordnung, die klargeschnittene Type usw., zugleich die eigenartige Miniaturausschmückung, die, im französischen Burgund entstanden, außer diesem Exemplar von allen 44 noch vorhandenen nur noch das im Besitz von Pierpont Morgan in New York befindliche zeigt.

Neben der 42zeiligen liegt — eine Leihgabe der Universitätsbibliothek — die 36zeilige, die vielumstrittene Bibel, deren Rätsel noch lange nicht alle gelöst sind. Einst schrieb man sie gleichfalls Gutenberg, dann dem Bamberger Kleriker Pfister zu; heute setzt man sie nach Zedlers Vorgang in das Jahr 1458 und nimmt auf Grund der Wasserzeichen in dem benutzten Papier zwar Bamberg als ihren Ursprungsort an, doch ohne daß man einen Urheber anzugeben wagt.

Nun folgt die 48zeilige aus der Offizin von Fust und Schöffer von 1462, gleichfalls noch eine stolze Leistung.

Diese Zeilenbibeln bedeuten den Anfang und zugleich einen Höhepunkt der schwarzen Kunst.

Die Folgenden fallen gegen sie ab. Da sind zwei Werke aus Basel, das eine von zwei Druckern, nämlich von Berthold Ruppel, dem Schüler und Eideshelfer Gutenbergs in seinem Prozeß gegen Fust, in Gemeinschaft mit Bernhard Richel, um 1468 entstanden; das andere Werk ist von Richel allein gedruckt 1472.

Nach dem Tode seines Schwiegervaters Fust hat Peter Schöffer die Bibel öfter allein aufgelegt, so auch 1472.

Der große Anton Koberger in Nürnberg, für den 24 Pressen und über 100 Gesellen arbeiteten und sogar das Ausland, druckt sie ebenfalls öfter. Hier liegt eine Ausgabe von 1745.

In kleinerem Format gehalten sind die Bibeln von Nikolaus Keßler, dem Schwiegersohn und Erben Richels in Basel, 1487, und die, die Johann Prüß in Straßburg 1489 zugeschrieben wird.

Wieder ein wuchtiger Foliant ist das Werk des bedeutenden Straßburgers Adolf Rusch, des Druckers mit dem bizarren R, wie man ihn heißt. Neben dem Riesen wirkt wie ein Zwerg die kleine zweibändige famos gebundene Bibel Johann Frobens von Basel, des Freundes von Erasmus und Holbein.

Die glossierten Bibeln, die sich anschließen, sind meist Ausgaben der Lyrakommentare. Nicolaus Lyranus, geboren um 1270 zu Lyra bei Evreux in der Normandie, Franziskaner, Doktor der Theologie und Lehrer an der Sorbonne, hatte als Hauptwerk seines Lebens die umfängliche Bibelerläuterung von 85 Büchern verfaßt; seine Arbeit war der Bibelkommentar der Zeit bis auf Luther, der ihn ebenfalls oft heranzog, so daß das Sprüchlein entstehen konnte: Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset. Von Lyradrucken liegen aus die zwei mächtigen Bände, die von Sweynheim und Pannartz 1472 in Rom gedruckt sind, ein kleiner 1474 von Ulrich Zell in Köln gedruckt, wieder ein stattlicher aus der Offizin des großen Anton Koberger in Nürnberg 1481, ein anderer von Renner in Venedig 1483, ein weiterer von Bonatus Locatellus in derselben Stadt 1489, diese beiden mit der eigenartigen Satzanordnung, mit der Fust und Schöffer vorangegangen waren, daß der Text in der Mitte der Seite, der Kommentar um diese Mitte herum gestellt ist. Ein mächtiger Band, die Glossen Walafrid Strabos enthaltend, des vor Lyra fünf Jahrhunderte lang herrschenden Bibelkommentars, von Adolf Rusch in Straßburg für den rührigen Koberger hergestellt, macht hier den Beschluß.

Teil 2 steht unter dem Namen Luther. Hier werden unterschieden deutsche Bibeln vor Luther, Luthers Bibeln, Lutherbibeln nach dem Tode des Reformators.

Die Bibeln vor Luther fallen noch fast alle in die Inkunabelzeit; man hätte sie also bei der Disponierung des Stoffes noch dem Teil 1 zuweisen können. Es ist aber wohl besser, weil es sich hier um Vorläufer Luthers handelt, sie zu diesem Lutherteil hinzunehmen.

Von den 18 deutschen vollständigen Bibeldrucken vor Luther liegen aus der von dem Straßburger Drucker Magister Heinrich Eggestein um 1466 hergestellte, dann die berühmte Bibel Günther Zainers in Augsburg um 1475 mit ihren charakteristischen Initialholzschnitten — darum ist sie die erste illustrierte deutsche Bibel! — mit ihrer größeren klaren Type und ihrem Text, den, wie Roethe wahrscheinlich gemacht hat, Luther gekannt haben muß. Weiter in zwei Bänden die niedersächsische von Heinrich Quentell in Köln um 1479, in der die Holzschnitte schon selbständig, d. h. losgelöst von den Initialen stehen, die die Folgezeit epochemachend beeinflußt haben: die Holzschnitte nämlich in der deutschen Bibel Anton Kobergers in Nürnberg von 1483 und die in der des berühmten Teuerdankdruckers Hans Schönsperger in Augsburg von 1490 (diese eine Leihgabe der Universitätsbibliothek) gehen auf die Illustrationen der Quentellbibel zurück. Als letzte der Vorläufer Luthers sind die prächtig gestaltete niederdeutsche Bibel von Steffen Arndes in Lübeck von 1494 mit ihren schönen großen Holzschnitten und — wieder eine Leihgabe der Universitätsbibliothek — die von Silvan Otmar in Augsburg 1518 ausgelegt.

Nun folgen die bekannten und berühmten Erstausgaben der Übersetzung Luthers: Septembertestament und Dezembertestament von 1522, in Wittenberg bei Melchior Lotter d. J. gedruckt — beide Leihgaben der Universitätsbibliothek — und die erste vollständige Ausgabe beider Testamente aus dem Jahre 1534, in Wittenberg von Hans Lufft gedruckt, eine Leihgabe der Landesbibliothek Gotha. Alle diese unter Luthers Augen entstandenen Ausgaben sind, was heute weithin vergessen zu sein scheint, illustriert, ein handgreifliches Zeichen für den großen Wert, den Luther selbst auf die Beigabe von Bildern legte!

Von den vielen Neuauflagen zu Luthers Lebzeiten sind die bedeutendsten die von Hans Schönsperger in Augsburg 1523 (Leihgabe der Stadtbibliothek), bemerkenswert durch die Teuerdanktype und die Holzschnitte des Teuerdankillustrators Hans Schäufelin, nicht zu verwechseln mit der eben genannten vorlutherischen deutschen Bibel Schönspergers von 1490, ferner die zwei von Hans Lufft aus dem Jahre 1536 und aus dem Jahre 1545 „begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen Freiheit", mit Cranachschen Holzschnitten (Leihgabe der Universitätsbibliothek), endlich die von Christoph Froschauer in Zürich 1536 ebenfalls holzschnittgeschmückte (Leihgabe der Universitätsbibliothek).

Hier wird die Reihe der Lutherbibeln unterbrochen durch ein sehr wichtiges Dokument der Lutherepoche: die katholische Gegenbibel, die D. Johann Dietenberger, Dominikaner, Professor an der Universität Mainz, im Anschluß an die erste Gegenübersetzung von Hieronymus Emser in Leipzig (1527) in deutscher Sprache 1534 bei Jordan in Mainz hat erscheinen lassen. Sie hat nur spärliche und kleine Holzschnitte und kleine verzierte Initialen. Über 50 Mal aufgelegt ist sie die katholische Gegenbibel der Zeit, die hier nicht fehlen durfte.

Von der Übertragung der Lutherbibel ins Niederdeutsche, die der Reformator des Nordens Johann Bugenhagen besorgt hat, ist die Ausgabe von Ludwig Dietz in Lübeck 1534 und die später 1541 in der Zentrale Wittenberg von Hans Lufft hergestellte zu sehen; beachtenswert sind auch hier wieder die trefflichen Holzschnitte.

Die Zeit nach Luthers Tod ist vertreten durch eine große Ausgabe, Wittenberg 1572 cum gratia et privilegio, mit großen Holzschnitten (Leihgabe der Universitätsbibliothek), durch die große Ausgabe von 1560 des Siegmund Feyerabend in Frankfurt a. M. mit den barocken Prunkholzschnitten des Virgil Solis, die angeblich vom Künstler selbst koloriert sein sollen, durch drei der sehr oft aufgelegten sogenannten Kurfürstenbibeln nach den auf den ersten Seiten beigefügten Bildern der Ernestinischen Kurfürsten und Herzöge, bei Endter in Nürnberg 1662, 1736, 1768 und durch die sogenannte Osianderbibel, von dem berühmten Theologen Lukas Osiander erläutert, aus dem Verlag des Cornelius Johann von Stern, des vom Kaiser geadelten Buchdruckers, Bürgermeisters und Sülfmeisters von Lüneburg.

Wieder ist diese Reihe der Lutherbibeln unterbrochen durch eine Anzahl lateinischer und ausländischer Bibeln des Lutherjahrhunderts. Das ist der große Hauptteil 3 der Ausstellung.

Zum fünften Male begegnet uns hier der Nürnberger Anton Koberger; auf seine Kosten hat 1516 Jacob Saco in Lyon eine erläuterte mit Holzschnitten gezierte Vulgata hergestellt. Eine 1542 von Peter Schöffer in Venedig gedruckte glossierte Vulgata in vorzüglichem klaren Druck, doch ohne Holzschnitte und eine zweibändige handliche Vulgata von Guarinus in Basel aus dem Jahre 1578 folgen. Dann kommt eine Biblia hebraica, 1546 von Daniel Bomberg in Venedig gedruckt, hochinteressant deshalb, weil gerade dies Buch Melanchthons Handexemplar war und eigenhändige griechische und lateinische Eintragungen des Magisters Philippus aufweist.

An dieser Stelle haben dann auch die großen Polyglotten ihren Platz gefunden, die complutensische und die antwerpener.

Die erste, 1513—1517 in Alcala, dem Complutum der Römer, von Arnold Wilhelm von Brocario gedruckt auf Veranlassung des Kardinals Ximenez, Erzbischofs von Toledo, unter der Aufsicht und Verantwortung der berühmtesten Gelehrten Spaniens, befaßt sechs Folianten. Ausliegt Band 1; die aufgeschlagene Seite zeigt den hebräischen Urtext, die Vulgata, die Septuaginta mit eigener lateinischer Übersetzung, am unteren Rande einen chaldäischen Text mit lateinischer Übersetzung.

Die zweite, gedruckt 1569—1572 in Antwerpen von dem dort ansässig gewordenen Franzosen Christoph Plantin auf Kosten Philipps II. unter der wissenschaftlichen Leitung des spanischen Theologen Arias genannt Montanus unter Zuziehung der gelehrtesten Männer der Zeit, befaßt acht Folianten. Ausliegen drei. Der erste zeigt den charakteristischen Einband, helles Schweinsleder, ein goldenes Randrechteck darauf, mitten darin eine einfache Mittelzier; der zweite zeigt ein Titelblatt mit dem Druckersignet Plantins, einer aus Wolken kommenden Hand mit geöffnetem Zirkel und dem Spruchband: Labore et constantia; der dritte zeigt eine Seite des Neuen Testamentes aufgeschlagen, wo nebeneinander die alte syrische Übersetzung der Peschitto, eine Übertragung des syrischen Textes ins Lateinische, die Vulgata und jetzt erst der griechische Urtext, dazu am unteren Rande die Peschitto mit hebräischen Buchstaben zu sehen ist.

Zwei ausländische Bibeln in den Sprachen ihrer Länder sind angefügt: eine isländische von 1664 in Fraktur (!) und eine tschechische, böhmischer Neudruck von 1670 eines in Venedig schon 1506 gedruckten Werks, beides Leihgaben der Stadtbibliothek.

Ein Wendepunkt in der Bibelproduktion ist das Aufkommen der Bibelgesellschaften. Schon 1698 entsteht die erste in England, 1711 die von Cansteinsche in Halle. Aber erst hundert Jahre später entstehen die entscheidenden Hauptgründungen. 1804 wird die britische gegründet, 1805 die preußische, 1812 die württembergische, 1814 die sächsische usw. Mit ihrem Entstehen geht nämlich die Herstellung der Volksbibel vom Buchhandel in die Hände dieser Gesellschaften über. Dem Buchhandel bleiben nur besonders illustrierte Bibeln und Liebhaberausgaben. Denen gilt Teil 4: Bibeln des 19. und 20. Jahrhunderts.

Solche sind mehrere zu sehen. Da ist „Die Bibel in Bildern", 1860 in Leipzig bei Georg Wiegand erschienen: Schnorr von Carolsfelds große Holzschnitte. Da ist die große Familienbibel, die der geniale phantasievolle und phantastische Gustave Doré (1833 bis 1883) illustriert hat, die in Frankreich, England und Deutschland weit verbreitet war und ist. Da ist die schwache Pfeilstückerbibel, eine katholische Ausgabe, übersetzt von Dr. Joseph Franz von Allioli, auf schlechtem Papier, mit archäologischen und anderen Bildern versehen, der Einband mit vier roten Steinen geschmückt, der goldene Schnitt mit Ranken und Blumen verziert, dem heutigen Geschmack unerträglich, 1892 bei Pfeilstücker in Berlin herausgekommen. Da ist die Pfleidererbibel, von dem Ulmer Stadtpfarrer Dr. Pfleiderer herausgegeben, nicht viel besser als die vorige, schlecht ausgestattet, wenn auch der Gedanke, hier die besten biblischen Bilder der Kunstgeschichte zusammenzustellen, seine Reize haben mochte.

Mit dem 20. Jahrhundert wird die Ausstattung besser. Zwei holländische Großfolioausgaben geben sich redliche Mühe: die Juliana von 1900 mit dem aufgelegten in seiner Art großartigen

Bilde „Der Geist Gottes schwebt über den Wassern“ und die Rembrandtbibel, eine Sammlung aller je von Rembrandt zu biblischen Motiven gemachten Bilder und Zeichnungen in Reproduktion. Einfach und schlicht sind die Typen der Doves Preß; in Hammersmith bei London ist diese Bibel, die auf Bilder verzichtet und nur die Schmuckwirkung der Buchstaben gelten läßt, 1903 erschienen. Vornehm und ruhig wie diese englische wirkt die nach demselben Prinzip komponierte Ausgabe der Reichsdruckerei, Berlin 1908, die sogenannte Sütterlinbibel nach dem Schriftreformer Ludwig Sütterlin, der für sie verantwortlich ist. Die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete ist die Bibel der Bremer Presse, München 1926, die den altertümlichen Luthertext wieder hat (Leihgabe der Deutschen Bücherei). Die altertümlichen Cranachholzschnitte nach der Ausgabe von 1541 gibt die Degeringbibel wieder, 1926 von Hermann Degering, dem Leiter der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek, in Berlin herausgegeben. Eine Art Kuriosum ist die englische Regenbogenbibel von 1904, die den Versuch macht, die Quellenschriften des Alten Testaments durch verschiedene Farben voneinander zu scheiden. Drei Illustratoren folgen: der leider schon verstorbene begabte Jude Ephraim Mose Lilien mit seinen stilisierten orientalischen stark ins Auge fallenden Schwarzweißzeichnungen und die beiden noch lebenden auffallendsten religiösen Künstler der Gegenwart Rudolf Schäfer und Daniel Greiner, der Norddeutsche mit seinem Dresdener Schmucktestament, das seine innige besinnliche Art klar zeigt, der Süddeutsche mit seinen urwüchsigen kraftvollen Holzschnitten zu seiner noch unvollendeten Bilderbibel.

Den Beschluß dieses Teiles bilden ein Band der 40bändigen Blindenbibel von der Deutschen Zentralbücherei für Blinde in Leipzig mit doppelseitiger Brailleschrift, und neben dem Folianten Zwerge: die bei Pustet in Regensburg 1922 herausgekommenen zierlichen Vulgatabändchen und als Beispiel einer modernen Volksbibel eine Cansteinbibel aus Halle; diese letzten Bände wieder Leihgaben der Deutschen Bücherei.

Teil 5, von der Evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft in Leipzig entliehen und von ihrem Missionsinspektor Pfarrer Gerber aufgebaut, zeigt Missionsbibeln. Von den fast 800 Sprachen, in die die Bibel zur Zeit übertragen ist, kann natürlich nur ein winziger Bruchteil dem Auge vorgeführt werden. Immerhin sind Beispiele aus Amerika, Asien und Afrika vorhanden. Als Erstes sieht man Vorarbeiten zur Bibelübersetzung, ein biblisches Lesebuch der Wakambamission in Britisch-Ostafrika 1901, ein Spruchbuch in Kikamba (Leipzig 1908), biblische Geschichten in Chasu, Ostafrika (Leipzig 1912/3). Dann folgen die eigentlichen Bibeln oder Neuen Testamente, aus Amerika ein Neues Testament in der Sprache der Odschibwä-Indianer (New York 1844), eins in der Sprache der Grönländer (1851), eins in Kri, der Eskimosprache mit dem eigenen von Missionaren erfundenen Alphabet zur Wiedergabe der von den Eskimo gebrauchten Schnalzlaute (1904), aus Asien die berühmte Fabriciusbibel auf tamulisch und in tamulischen Zeichen, davon drei Ausgaben, ferner ein Neues Testament auf Singhalesisch (Colombo 1847), auf Bengalisch (Kalkutta 1837), in Sanskrit (Kalkutta 1910), in Hindi ein Altes Testament (Allahabad 1851), eine Vollbibel in Kanaresisch, ein Neues Testament in Telugu, Lukas in Tibetanisch, ein Neues Testament in Wenli, japanische Faltenbücher, aus Afrika Werke in Suaheli, der lingua franca der Bantuneger, in Madschame, Dschagga und Kamba und ein äthiopisches Neues Testament.

Das sind die fünf großen Teile der Ausstellung. Leicht wird man dies oder das vermissen. Indes bedenke man Zweierlei: einmal daß der zur Verfügung stehende Raum arg knapp ist, und zum Andern, daß die Ausstellung sich ganz bewußt beschränkt auf — 100 Bibeln von Gutenberg bis zur Gegenwart.

Wenn freilich Stockholm die Aufgabe der Weltbibelausstellung angriffe, schlössen sich solche Lücken. Man wende nicht ein, daß die Konferenz für praktisches Christentum kein Interesse für Theorie und Historie habe. Ich meine im Gegenteil, solches Interesse sei ihr selbstverständlich. Cajus Fabricius hat einmal (Das evangelische Deutschland 1926, S. 379 ff. und 386 ff.) ausgeführt: „Es ist ökumenische Zeit, und die ökumenische Zeit stellt der Wissenschaft ökumenische Aufgaben.“ Er hat dann ein Corpus confessionum gefordert, eine Weltkonfessionskunde, und bereits in Angriff genommen — fürwahr ein recht theoretisches und dabei doch hoch notwendiges Werk! So wird auch die ökumenische Bibelausstellung einmal Wirklichkeit werden. Ganz selbstverständlich kann die Konferenz, die die Bibel in die Praxis umzusetzen versucht, auch an der Vergangenheit der Bibel nicht vorübergehen, ganz von selbst muß die Konferenz for life and work auch zu einer for history and word werden!

Leipzig Rudolf Stöwesand

Zur Krisis des Anglikanismus

1

Die schwere Krisis, welche die anglikanische Kirche gegenwärtig erlebt, steht in engem Zusammenhang mit der anglokatholischen Erweckungsbewegung, die im Jahre 1833 mit dem bekannten Oxford Movement eingesetzt hat. Wir knüpfen darum unsere Erörterung zweckmäßig an das zur Besprechung vorliegende Buch des schwedischen Kirchenhistorikers Yngve Brilioth an: The Anglican Revival. Studies in the Oxford Movement. London, Longmans, Green and Co. 1925. 372 S.

Brilioth gibt zuerst einen wertvollen Überblick über die geschichtlichen Voraussetzungen der neuen Bewegung: die hochkirchliche Tradition innerhalb der anglikanischen Kirche, den Evangelikalismus, die englische Romantik, die Stellungnahme Whatelys und Dr. Arnolds zum Problem Staat und Kirche, endlich die Einschränkung der anglikanischen Privilegien durch Parlament und Tory-Regierung. Es folgt dann nach einem kurzen Kapitel mit biographischen Angaben über die Führer der Bewegung (Newman, Keble, R. H. Froude, Pusey) eine anschauliche Schilderung der verschiedenen Stadien des Oxford Movement. Wir sehen, wie die ersten Streitschriften noch stark antirömisch gehalten sind, wie dann durch die zunehmende Hinneigung Newmans und seiner engeren Gefolgschaft zu Rom eine Krisis entsteht, und wie dann schließlich die offene Scheidung zwischen Puseyismus und der in das katholische Lager übergehenden Newman-Partei eintritt. Die folgenden Kapitel geben eine feinsinnige Charakteristik des anglokatholischen Frömmigkeitstypus und gehen näher auf die Rechtfertigungslehre*) und auf die Bedeutung der Mystik und des Sakramentalismus für die ganze Bewegung ein.

Am interessantesten sind die beiden Kapitel, in denen Brilioth die Dynamik der inneren Entwicklung der neuen Bewegung untersucht. Er unterscheidet als die beiden Gegenpole die statische Auffassung der Kirche, d. h. die Tendenz, in allem auf das starre Vorbild der alten Kirche zurückzugreifen, und die progressive Idee der Kirche. Dieses zweite, besonders von Ward vertretene Kirchenideal legt den entscheidenden Nachdruck auf die Aufgabe der Kirche, Heilige heranzubilden. Zu diesem Zwecke muß die Kirche ein vollständiges und genaues System der Dogmatik, Ethik, Asketik und Mystik besitzen, ferner ein Ritual, das den höchsten Anforderungen genügt. Sie muß Allen Alles werden, die Sache der Armen führen gegen industrielle Bedrückung, den Gebildeten durch ihre Erziehung einen inneren Halt geben und den verwirrenden Zeitströmungen ihr eigenes wissenschaftliches und philosophisches System siegreich entgegenstellen. Dem Staate gegenüber muß sie unerschrocken und unabhängig sein, die Schwachen schützen und den Mächtigen die Wahrheit sagen. Kein Wunder, daß sich von hier aus die stärksten Annäherungstendenzen an den römischen Katholizismus ergaben. Wir scheiden von Briliothe Buch mit der Frage: Wird es wirklich dahin kommen, daß der Anglokatholizismus schließlich in Rom endigt? Oder bestehen für die große Mehrzahl der Anglokatholiken in dieser Hinsicht unüberwindliche Hemmungen?

2

Es wäre vermessen, auf diese schwierigen Fragen leichthin eine Antwort zu wagen. Aber vielleicht können wir doch gewisse Anhaltspunkte für die voraussichtliche Lösung gewinnen, wenn wir viel energischer, als dies Brilioth getan hat, den Anglokatholizismus aus der Ge-

*) Die Rechtfertigungslehre Newmans stammt aus der pseudoaugustinischen Schrift „Vom Geist und Buchstaben“ und deckt sich infolgedessen mit den aus derselben Quelle stammenden beiläufigen Bemerkungen Luthers, auf die Holl, Luther [2] S. 119 ff. ein meines Erachtens viel zu großes Gewicht legt. Luthers genuine Rechtfertigungslehre hat damit nichts zu schaffen.

samtentwicklung des englischen Protestantismus zu begreifen unternehmen. Wir gehen dabei aus von Brilioths Unterscheidung zwischen dem statischen und progressiven Kirchenideal. Es liegt auf der Hand, daß das letztere eine Variante des Methodismus ist. Nicht der Begriff der Kirche, sondern der Begriff der persönlichen Heiligung ist der überwertige. Die Kirche ist nur ein Mittel zur Erreichung des höheren Zieles. Paradox könnte man die Vertreter dieser Richtung als frühlutherisch bezeichnen. Sie sind radikale Individualisten. Kein Zugeständnis wird sie letzten Endes in der anglikanischen Kirche zurückhalten. Sie werden den Weg nach Rom gehen. Aber auch der vulgäre Katholizismus wird ihnen nicht genügen. Sie werden sich flüchten in die Mönchsorden der strengsten Observanz. Auch das wird ihnen nicht genügen, wenn ihr Gewissen so zart, wie ihr Streben nach Heiligung ernst ist. Ob sie wohl dann den Weg Luthers aus dem Kloster heraus zur evangelischen Freiheit wieder neu entdecken? Oder wird ihr Modernismus, ihre Bereitschaft, die gesicherten Ergebnisse moderner Wissenschaft zu akzeptieren, sich ihnen bereits an der Schwelle der römischen Kirche als unüberschreitbares Hindernis erweisen und sie nach schweren neuen Kämpfen zur wahren inneren Freiheit führen? Wer will es einer Kirche verargen, wenn sie zum äußersten Entgegenkommen bereit ist, um diese wertvollen Menschen nicht zu verlieren! Aber wie soll das geschehen? Die Übernahme katholischer Riten und Devotionen mag durch die tumultuarischen Gottesdienststörungen der Gegenpartei verhindert werden; wer aber vermag etwas gegen die zarten Gewissen? Da helfen keine liturgischen Konzessionen und keine kirchliche und weltliche Zwangsgewalt. Da gilt zuletzt nur der Beweis des Geistes und der Kraft. Wer wird ihn führen?

3

Es ist ein Verdienst Brilioths, daß er die „statische" Idee der Kirche, das echte hochkirchliche Prinzip klar von der eben behandelten Variante des Methodismus unterschieden hat. Aber wo hat dieses Hochkirchentum seinen Ausgang genommen? Welche Momente haben seine Entwicklung bestimmt? Welches ist sein historisches Recht? Wie verhält es sich zu dem Protestantismus innerhalb und außerhalb der anglikanischen Kirche?

In gewissem Sinne ist das englische Hochkirchentum eine Parallelerscheinung zu Puritanismus, Kongregationalismus, Quäkertum und ähnlichen Richtungen. Sie alle sind heimliche Verbündete im Kampfe gegen das englische Staatskirchentum, das die Kirche viel mehr noch als anderswo den politischen Interessen des Königtums und Parlamentes dienstbar machte. Sie wollten den geistlichen Charakter der Kirche retten, die Einen unter Berufung auf die heilige Norm der Schrift, die Anderen auf allgemeingültige Grundsätze des von Gott gegebenen Naturrechts, wieder Andere durch Wiedererwecken des urchristlichen Prophetismus und des Priestertums aller Gläubigen.

Das Hochkirchentum proklamierte das göttliche Recht der bischöflichen Kirchenverfassung. Zuerst am 9. Februar 1588 in einer Predigt Richard Bancrofts wird diese These vertreten. Es war eine Verlegenheitsauskunft gegenüber dem heftig drängenden Puritanismus, der für die calvinische Kirchenverfassung göttliches Recht in Anspruch nahm. Unter den Stuarts kommt die Lehre von der apostolischen Sukzession der Bischöfe hinzu; dem dynastischen Legitimitätsprinzip tritt das kirchliche zur Seite. In dieser allgemeinen Fassung hat die neue Lehre sich schnell verbreitet, auch in solchen Kreisen, die im übrigen streng calvinisch gerichtet waren; und noch heute darf man sie durchaus als die herrschende innerhalb der anglikanischen Kirche bezeichnen. Sie ist eine Defensivstellung gegenüber den leidenschaftlichen Angriffen des auf sein göttliches Recht pochenden Presbyterianismus. In der Lehre noch wesentlich protestantisch gestimmt, empfindet man den Besitz der episkopalen Verfassung als ein kostbares Erbe der Väter, das man vor den kontinentalen Kirchen voraus hat. Gelegentlich taucht der Gedanke auf, die anglikanische Kirche sei ein Mittelweg zwischen Katholizismus und Puritanismus. Das könnte man schließlich auch vom Luthertum sagen in gewisser Hinsicht. Aber eine kleine Gruppe innerhalb des Anglikanismus setzte nun hier unter dem Einfluß der katholischen Partei am Hofe Karls I. ein, um die Kluft zwischen der anglikanischen Kirche und dem Protestantismus zu vertiefen, ihre Abweichungen von der römischen Kirche als ziemlich bedeutungslos hinzustellen. Das klassische Beispiel dafür ist Bischof Cosin.

Diese Entwicklung wurde durch den Ausbruch der großen Revolution gehemmt und fand auch im Anglikanismus der Restaurationsperiode, der bei seinem Kampfe gegen die Nonkonformisten bewußt protestantisch und antirömisch blieb, keine Fortsetzung. Dagegen lebte die Idee des Anglokatholizismus wieder auf in der kleinen Gruppe der „Eidesverweigerer" (Non jurors) unter Wilhelm III. und später wieder unter der hannöverischen Dynastie. Auch diesmal ist wieder die Rücksicht auf die inzwischen offen zum Katholizismus übergetretenen Thronprätendenten aus dem Hause Stuart das entscheidende Motiv. Doch soll nicht verkannt werden, daß auch bedeutsame Einflüsse von pietistischer Seite stattgefunden haben. Die edelste Gestalt aus diesem Kreise ist William Law, dessen „ernster Weckruf" John Wesley entscheidend beeinflußte. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, eine Union mit den griechisch-katholischen Kirchen des Orients zu erreichen, und nach dem endgültigen Mißerfolg der politischen Pläne der Stuarts nahm die Kirche der „Eidesverweigerer" ein stilles Ende, wie sie ja auch schon von Anfang an nur ein Winkeldasein geführt hatte.

Aber die Idee des Anglokatholizismus war damit nicht abgetan. In dem Augenblick, wo der englische Staat anfing, die Privilegien der anglikanischen Kirche etwas zu beschneiden, erlebte sie im Oxford Movement ihre glänzende Wiederauferstehung. Von der Begeisterung für ihr hohes Ideal durchglüht, haben die Vertreter des Anglokatholizismus nach schweren Kämpfen sich durchgesetzt und immer größeren Einfluß gewonnen. Schritt für Schritt hat man ihnen Konzessionen gemacht und damit doch nur neue Forderungen und Ansprüche wach gerufen. Der Anglokatholizismus ist nicht mehr, wie einst, eine kleine mehr oder weniger bedeutungslose Minderheit, sondern eine Macht, die in allen Schichten der Bevölkerung Rückhalt gefunden hat. Er kämpft um die Herrschaft. Er erhebt den Anspruch, die eigentlichen Traditionen der anglikanischen Kirche fortzusetzen. In welchem Sinne hat er damit Recht?

Marburg Theodor Sippell

Religionspsychologie und Praxis

Die religionspsychologische Arbeit schreitet fort allen Bedenken zum Trotz, denen sie immer wieder begegnet. Diese richten sich gegen die beiden Aufgaben, die sie sich setzt. Das ist einmal die genauere Erkenntnis der seelischen Erscheinung Religion, genauer im Verhältnis zu der geschichtlichen oder bloß beobachtenden Erfassung. Dann ist es das Nachdenken über die praktische Bedeutung, also für die religiöse Erziehung, die die Religionspsychologie haben kann. Gegen die erste Aufgabe erhebt sich immer noch hier und da die Besorgnis, es könne eine solche Untersuchung zum Illusionismus führen. Diese Sorge ist grundlos; denn eine solche Erkenntnis wäre keine religionspsychologische mehr, sondern eine religionsphilosophische, also eine Deutung der religionspsychologischen Ergebnisse, für die die Religionspsychologie nichts

kann. Wider die Verwendung in der Praxis wird namentlich heute eingewendet, daß sie auf das Lob von Menschenwerk hinauslaufe, das dem Herren der Welt seine Ehre nehme. Auch das ist töricht; denn wie sich chemisch und physikalisch gerichtete Ackerbaukunde und der Dank am Erntesonntag nicht ausschließen, so leidet unser Dienst an Menschenseelen im Auftrag Gottes eifrigste Besinnung auf die vom Schöpfer der Seele eingepflanzten Regelmäßigkeiten.

Die Übersicht über die Fortschritte der Religionspsychologie wollen wir so halten, daß wir zuerst rein theoretisch, dann praktisch gerichtete Schriften besprechen; beide Gruppen werden natürlich nicht scharf voneinander getrennt werden können.

1 *)

Die Aufgabe des unter den Schwierigkeiten der Kriegszeit eingegangenen „Archivs für Religionspsychologie" setzen die von Karl Beth herausgegebenen Hefte mit Glück fort. Es ist durchweg gediegene Arbeit, was hier geboten wird. Wir prüfen, wie weit die Hefte der Aufgabe gerecht geworden sind, die ihnen ihr Herausgeber gestellt hat.

Sie sollen zuerst die engen Beziehungen zur Religionsgeschichte pflegen, und zwar unter dem Gesichtspunkt gegenseitiger Klärung und Förderung. Dann sollen sie zeitgeschichtliche Erscheinungen, Variationen und Mutationen des religiösen Lebens schildern. Ferner sollen die Versinnlichungen des religiösen Innenlebens behandelt werden, um den Weg zurück in den Ursprung zu finden. Es handelt sich also z. B. um die Entzifferung von Mythen, aber auch um die Erkenntnis typischer Abläufe, die auf dem Weg der Analyse von religiösen Tatbeständen zu gewinnen wären. Ferner gilt die Untersuchung der Völkerpsychologie und dem Individualglauben, ebenso der Phylogenese und der Ontogenese der Religion; für die erstere sind die wirtschaftlichen Verhältnisse von Bedeutung, während die zweite sich vor allem der Anamnese bedient. Endlich ist das Unbewußte ein wichtiger Gegenstand der Forschung.

Die religionsgeschichtliche Seite der Aufgabe wird z. B. in einem langen Aufsatz über den Bedeutungswandel im Mythus von Wolfgang Schultz behandelt. Er geht in eindringenden Untersuchungen dem Wandel der Motive in den Märchen, dem Wechsel des Sinnes der Wörter, den wechselnden Versuchen der Deutung von Naturerscheinungen nach. Ob ihm die Alttestamentler zustimmen, wenn er den Bogen in der Sintflutgeschichte auf den Mond als Krummholz-Waffe bezieht, ist freilich fraglich. — Ein englisch geschriebener Aufsatz von Ina Casfid Sizer (Mexiko) stellt die Religion der Pueblo-Indianer dar. — Wertvolle analytische Arbeiten suchen das Wesen der Religion zu erfassen. Der Psychiater Schilder (Wien) sieht es in den Vorgängen des Niedergeschmettertseins und des Sichaufraffens, die zugleich physisch-organische Vorgänge sind; der Wunderglaube als eine Regression, also eine Rückkehr zu primitiverem Erleben; Gehemmtsein als Quelle unserer tiefsten Kräfte — an solchen Gesichtspunkten ist der Aufsatz reich. — Felix Cleve (Wien) will das Wesentliche an der Religion weniger in der Gottesvorstellung als in der Deutung des Leides sehen; der sinngebende Glaube ist eine Abwehrreaktion gegen das Leiden am Leben. Für jeden Charaktertyp gibt es eine besondere Religionsform; wo sich das Mißverhältnis zwischen Charakter und religiösem Kleid schmerzlich bemerkbar macht, weise man auf andere Religionstypen hin. — Wunderle untersucht die Bedeutung der differentiellen Psychologie für die Religionsethnologie. Er betont zuerst mit Nachdruck die emotionalen Kräfte in der religiösen Einstellung und Gesamthaltung, weist dann nach, wie Wissenschaft nur möglich ist, wo typische Korrelationen zwischen Einzelbetätigungen des Bewußtseins Regelmäßigkeiten erkennen lassen, und gibt dann wertvolle Hinweise auf solche, wie z. B. die Religion der Abkehr und der Weihe (J. Cohn), der Demut, der Furcht, der Liebe. — Der Herausgeber untersucht Josephkomplex-Traum und Vorsehungsglauben in eindringenden Gedankengängen. — Eine eingehende Untersuchung widmet Marianne Beth, seine gelehrte Gattin, der Psychologie des Glaubens, indem sie sein Verhältnis zu Irrglauben, Aberglauben, Unglauben, zu Wissenschaft, Wissen und Vernunft zu begreifen sucht; in dieser Reihe geht es immer weiter von der Naivität in das Gebiet des Intellektes hinein. — Von besonderem Wert sind die Anamnesen und biographischen Untersuchungen. Die Erinnerungen einer „weiblichen Seele", Tochter eines Theologen, die Jesus den Mann haßt, weil sie von ihrem Vater mit Religion geplagt worden ist; religiöse Kindheitserfahrungen eines Rektors, der seinen Glauben verliert und wieder gewinnt, mitgeteilt von Rudolf Otto; biographische Beiträge über die Religion des Parazelsus, Blumhardts, Knut Hamsums lassen in einfachere und in sehr komplizierte Lebensläufe hineinsehen. — Endlich bieten eingehende Darstellungen des Verhältnisses der Industriearbeiter zur Religion gerade gegenwärtig wertvolle Schilderungen. Küßner beschreibt die Zustände in England, Walter Frühauf in einem langen, überaus fesselnden Aufsatz, die in Deutschland *), beide auf Grund längerer eigener Erfahrungen im Zusammenleben mit der Arbeiterschaft.

So kommen beide Seiten der beschreibenden Religionspsychologie zu ihrem Recht: die formale Untersuchung und die Beschreibung tatsächlicher Zustände. Das Gebiet ist unübersehbar. Es seien nur ein paar Aufgaben aus beiden Gebieten genannt: Frömmigkeit, geweckt durch die Affekte von Freud und Leid, ansuggerierte Religion, Heuchelei als ein Mittel für niedrige persönliche Zwecke, Religion als Feiertagsgewand, Gottesglaube als der innere Zwang, alle Erlebnisse personalistisch zuzuspitzen; die Wandlung in der Religion der Bauern, die Kriegs- und Nachkriegsreligion usw. Wichtig sind für alle weitere Arbeit Bemerkungen aus einem Aufsatz des zweiten Heftes: es komme darauf an, die Religion des gewöhnlichen Menschen zu untersuchen, oder: die Anpassung des Kindes an das Leben sei wichtiger als der mystische Zustand der heiligen Theresa. Für solche Aufgaben wird sich die Anekdote als unentbehrlich herausstellen **). Es wäre eine wichtige Aufgabe, aus allen möglichen Quellen kleine Geschichtchen, gute Antworten und Ähnliches herbeizubringen, weil hier ein durch keine Reflexion getrübtes Material vorliegt, an dem sich genaue Studien machen lassen.

Marburg Friedrich Niebergall

Zur Fortsetzung

Die Zeitschrift „Religionspsychologie", Veröffentlichungen des Wiener Religionspsychologischen Forschungsinstitutes herausgegeben von Karl Beth im Verlage Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, läßt soeben 1928 ihr 4. Heft (120 S. 4 M.) erscheinen. An der Spitze steht ein 50 S. umfassender Aufsatz von Dr. med. Wolfgang von Weisl, Berlin, mit der Überschrift „Zwischen Religion und Krankheit. Das Problem der stigmatisierten Jungfrau Therese Neumann von Konnersreuth." Weisl hatte etliche Gelegenheit, die Stigmatisierte als Arzt zu beobachten, wenn es ihm auch versagt blieb, eine eindringende Untersuchung vorzunehmen. Unter diesen Umständen urteilt er mit Vorbehalt. Er macht aber den beachtenswerten Versuch, zwischen der kranken, und zwar hysterisch kranken Therese Neumann einerseits und der religiös genialen Ekstatikerin Therese Neumann an-

*) **Religionspsychologie.** Veröffentlichungen des Wiener Religionspsychologischen Forschungsinstitutes durch die Internationale Religionspsychologische Gesellschaft: Herausgegeben von Karl Beth. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1926 und 1927. Heft 1—3. Je 4 M.

*) Ein Seitenstück also und eine Ergänzung zu Piechowski (1927, 22, 1058 und 1064). D H

**) Kann da nicht das eben erschienene „Anekdotenbuch" des Kunstwart (München, Callwey) Dienste tun?

derseits genau zu unterscheiden. Der ersteren rechnet er die Lähmung, Erblindung, Ertaubung, sowie die schrittweise Heilung dieser Leiden zu, während er der letzteren die Stigmata als eine eigentümliche Frucht besonderer religiöser Sammlung, Versenkung und Willensanspannung zuweist. Die Ablehnung der Nahrungsaufnahme gehört für Weisl zu dem ersten Bilde und wird in der von Theresens Umgebung behaupteten zeitlichen Ausdehnung von neun Monaten durch Weisl entschieden bezweifelt. Einen weiteren lesenswerten Beitrag von 20 Seiten bringt Pfarrer Lic. Dr. Friedrich Zöller, Schmölln bei Bischofswerda, über „Die Möttlinger Bewegung". Er zeichnet hierin auf Grund eigenen Augenscheins das Personenbild Friedrich Stangers und das Leben in der „Rettungsarche", beides ohne Voreingenommenheit und wesentlich nach ihrer ansprechenden Seite.

In dem „Archiv für die gesamte Psychologie", Band 61, Heft 1 und 2, 1928 legt Carl Clemen eine 128 Seiten starke Untersuchung über „Die Anwendung der Psychoanalyse auf Mythologie und Religionsgeschichte" vor. Clemen entspricht damit einem ausdrücklich geäußerten, aber lange Jahre hindurch unbeachtet gebliebenen Wunsche der psychanalytischen Forscher auf mythologischem und religionswissenschaftlichem Gebiete nach fachmännischer Überprüfung ihrer Behauptungen, Verfahrungsarten und Ergebnisse auf diesen Feldern der Forschung. Gleichzeitig aber hat Clemen damit eine Aufgabe übernommen, deren Dringlichkeit sicher auch auf seiten der Mythen- und Religionsforscher empfunden wurde. Clemen hat die mühevolle Arbeit auf sich genommen, die nicht immer unbedingt erfreuliche und bereits stark angewachsene Fülle des psychanalytischen Schrifttums zu durchmustern und sorgfältig zu beurteilen. In den weitaus meisten Punkten kommt er zu dem Ergebnis, daß die psychanalytische Deutung von Mythen und religiösen Vorstellungen deshalb unzutreffend sein dürfte, weil sie viel zu künstlich, gewaltsam, willkürlich und fernliegend ist. Die Mehrzahl der Religionsforscher wird wohl dem belesenen Verfasser darin zustimmen und seine Arbeit als eine wohltuende Aufräumungsarbeit begrüßen.

Königsberg Hans Rust

Gedanken über den Zirkus

Vordergründe und Hintergründe entsprechen sich nicht immer und hinter der Welt des Scheins liegt oft eine Welt des Seins, die kennen zu lernen sich lohnt, gerade weil sie so Wenige kennen.

Neulich hatte ich Gelegenheit, mit einem der Abteilungsleiter des bekannten Zirkus Sarrasani ausführlich zu sprechen, jener „Kulturschau aller Völker", welche kürzlich zwei Jahre lang in Südamerika von deutscher Tatkraft Zeugnis ablegte.

Um überhaupt die Zirkuskunst als eine ernst zu nehmende Frage zu empfinden, muß man vielleicht im voraus Einiges wissen. In Rußland, das immerhin auch in Kulturfragen Beachtung beanspruchen darf, wird seit langem der Zirkus als das Theater des Volkes angesehen. Man wollte dort zwischen beiden Gefahren hindurchsteuern: auf der einen Seite feingeistige Dramen, dem natürlichen Volksleben fremd und daher nicht ohne weiteres der Volkskultur dienend, auf der anderen Seite geschmacklose und oft moralisch minderwertige Revue- und Kabarett-„Kunst". Und so wandte man sich dem Leben zu, verbreitete Kenntnis seltener und wilder Tiere, die man doch nie bloß mit Gewalt, sondern nur auch mit Einfühlung zähmen kann, und man zeigte fremde Völkerscharen, die auch Menschen sind, in ihrem Können. Wenn diese die Scheu des Sich-produzieren-müssens überwinden konnten, was freilich nicht Jedermanns Sache ist*), so hatte der Zirkus große völkerkundliche, ja, soweit Gelehrte die Gelegenheit zur Forschung ausnützten, sogar folkloristische Bedeutung. So wird auch beim Zirkus Sarrasani die Gelegenheit ergriffen, etwa Rundfunkteilnehmern die Lieder der Indianer, Marokkaner oder Tataren zugänglich zu machen. Wie selten solche Gelegenheiten sind, wissen wir etwa aus dem Berliner völkermusikalischen Institut, wo man während des Krieges mit Leichtigkeit etwa 3000 Schallplatten von Gesängen aus aller Welt aufnehmen konnte, jetzt aber das Werk mit mühseligen Expeditionen fortsetzen muß. — In Rußland kam dazu schon lange eine gewisse politische Bedeutung des Zirkus, indem ein Clown einer im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeit sehr schaden konnte. Das möchten wir freilich für Deutschland nicht unbedingt zur Nachahmung empfehlen.

Die Leiter des Unternehmens haben das Bewußtsein einer Sendung und stellen (gelegentlich) ihre Arbeit nicht nur über Revue und Operette, sondern sogar über den Rundfunk. Das wird natürlich lebhaft bestritten werden, aber da es nicht nur so hingeredet ist, soll man doch einen Augenblick darüber nachdenken. Ohne Zweifel läßt sich auf diesem Gebiete auch noch manches mehr ausbauen, z. B. Führungen für Schulen, damit die Kinder nicht nur Kenntnisse gewinnen, sondern auch zur Tierliebe erzogen werden. Es haftet doch besser für das ganze Leben, was man mit eigenen Augen gesehen hat. Und auch das, was einer, der ganz mit den Tieren lebt, ihnen erzählt, etwa daß die Löwen, wenn sie angreifen, es ernst meinen und auf den Menschen selbst losgehen, die Tiger aber seine Waffe suchen und schneller einzuschüchtern sind, oder daß Bären und Elefanten wie ein Blitz aus heiterem Himmel losstürzen, ohne daß man weiß warum, und daß Hans Stosch, der Leiter und zugleich beste Elefantendresseur der Welt, einmal von einem Elefanten schon bewußtlos gestampft war und nur durch Geistesgegenwart seiner Frau von dem letzten zermalmenden Tritt gerettet wurde, um dann wochenlang schwer darniederzuliegen. So sind denn in der Presse schon viele Berichte erschienen, die diese Sache von der ernsten Seite her betrachten, und man kann verstehen, daß die russische Regierung dieses „Theater des Volkes" in eigene Regie genommen hat und ein Kommissariat für Staatszirkusse einrichtete, das z. B. den Zirkus Sarrasani nach Rußland einlud. Auch für Deutschland liegt der Gedanke einer Verstaatlichung oder einer gemischtwirtschaftlichen Form im Bereich der Möglichkeit.

Es wird in diesem Unternehmen gearbeitet, mehr als in manchem andern. Die 150 großen Wagen, die nicht einmal alle mit der Eisenbahn transportiert werden können, das Gesamtpersonal von etwa 500 Menschen erfordern nicht nur viel äußeren Betrieb, sondern auch viel innere Spannkraft. Wenn alle paar Tage „umgezogen" wird, so müssen fast alle, vom Direktor angefangen, eine schlaflose Nacht einlegen.

*

Wenn wir nun versuchen, die Erscheinung dieser Welt, die jeden Abend bis zu 15 000 Menschen in Bann hält, in den Gesamtkreis des gegenwärtigen Lebens einzuordnen, so darf man wohl zwei Fragen in den Vordergrund schieben: die nach der Atmosphäre, in der diese Welt atmet, und die nach dem Anspruch, den sie stellt. Jede Erscheinung, die über das rein Ephemere hinausgewachsen ist, bildet sich ja in steigendem Maße ihre geistige und seelische Atmosphäre und fordert den betrachtenden Menschen zu einer Stellungnahme heraus, stellt also einen „Anspruch" an ihn. Dabei werden wir uns nun ohne Weiteres zu hüten bemühen, daß wir das Vordergründliche, allen Flitter, Tand, Aufmachung, Lärm, das In-die-Augen-Springende, nicht verwechseln mit dem Hintergründlichen, dem Gehalt, der Sache selbst, dem, was gemeint ist.

Man muß wohl wirklich erst einmal „hinter die Kulissen" geschaut haben, um mit der Vorstellung des Bürgers von dem, was da vorgeht, gründlich und grundsätzlich brechen zu können. Es ist hier umgekehrt wie bei manchen andern Lebenserscheinungen. Wie Vieles sieht so vollkommen, so rechtschaffen, so in jedem Sinne wohlgestaltet aus! Sieht man dahinter, so kommt die Ernüchterung. Hier aber sieht man hinein in eine Welt für sich, die ihren eigenen Ernst in sich trägt. Da wird von früh 5 Uhr an fleißig geübt — es steht nicht viel Raum zur Verfügung, und da wird alles weise eingeteilt. Es

*) Es gibt doch auch eine Scheu vor dem Menschen als Ausstellungsobjekt. Ich habe sie nie überwinden können und bringe keine Freude an diesen völkerkundlichen Unternehmungen auf. R

ist nicht viel Zigeunerhaftes da, aber sehr viel Disziplin, Ordnung und ein Massenwille, der in Form gebracht ist. Die 22 Elefanten, die der Größe nach in einer Reihe stehen, sind ein Sinnbild dessen. Da darf kein Versäumnis aufkommen, da verlangt die Kreatur ihr Recht, die verschiedensten Tiere ihre verschiedenste Pflege, die Körper auch der Menschen Training, Beherrschung, Zucht. Die Luftartisten zu sehen ist höchste Spannung — was steckt da an eiserner Arbeit im Hintergrunde; und ist dann, wenn man infolge der berückenden Sicherheit, die man da sieht, die natürliche Wollust des Grauens vergißt, viel mehr als Spannung; es ist gesteigerter Rhythmus, ein Stück organischer Bewegtheit des Lebens selbst, eine sichere Stetigkeit des Anlangens und Wieder-Abschwingens, des Ankommens und Fortgehens, nicht frivoles Spiel mit dem Leben, aber ein Spiel i m Leben, ein Einswerden von Ernst und Spiel, eine lebendige Ergänzung zu einer tiefen Lebensphilosophie.

Denn das darf nun freilich nicht vergessen sein: es ist Einsatz des Lebens dabei, und ohne das geht es nicht. Clown und Ballett gehören ja nicht zum Wesen des Zirkus, sondern sind Dekoration am äußersten Rande. Aber wenn der gefeierte Freund der großen Tiere, der Elefanten, die die erdhaft dumpfe Natur massig, in gutmütigem Anschein, aber in gefährlichem Geheimnis vor uns hinstellen, auf die Frage nach Leben und plötzlichem Tode sagt: Einmal müssen wir alle sterben, und auch das wäre sinnvoller Tod im Berufe — so ist das wichtig. Es steht ja da immer der Tod in der Nähe; er ist näher, als ihn sonst die Menschen an ihren Lebensbestand heranlassen; und es sind ihrer da mehr als sonst, die ihm ins Angesicht gesehen haben. Aber er erschüttert die, die zumeist durchaus nicht lustiges Komödiantenvölkchen sind, weniger als den Menschen sonst, der in geheimer Furcht ihm aus dem Wege geht, wo er kann; denn er ist ihnen ja zum ständigen Begleiter geworden wie etwa in anderer Weise dem Arzt oder dem Helfer während einer Epidemie. So entbehrt dieses Leben nicht der Größe und Tiefe des menschlichen Schicksals, die der gesättigten und gesicherten Existenz des Bürgers oft durchaus fehlt.

Noch von einem anderen Vergehen ist diese Welt erfüllt. Man erfährt, daß der Herrenreiter Burkhardt-Futet, der die „hohe Schule" reitet, sozusagen der letzte seines Geschlechtes sei. Denn jene aus dem Mittelalter stammende Kunst, einst das hohe Ziel und Ideal aller Ritterlichkeit, jenes staunenswerte Ineinander von Mensch und Pferd, das auf die allerleiseste Willensäußerung des Reiters reagiert, schwindet dahin, sie entspricht nicht mehr dem Rhythmus unseres Lebens und gesellt sich zu jenen in der Verborgenheit und unter Auserwählten blühenden Dingen, von denen Oswald Spengler am Ende der Kulturen eine ganze Anzahl festzustellen weiß. So ist der Zirkus ein Spiegel der Zeiten in einem höheren Sinne, als es sich der oberflächliche Beobachter träumen läßt.

*

Es steht da also wirklich eine besondere Welt mit ihrem besonderen Rhythmus und ihrer besonderen Atmosphäre vor uns. Es gibt sogar eine ganze, teilweise beachtliche Literatur zu dieser Welt. (Vgl. einen Artikel: „Zirkusbücher" im Fränkischen Kurier vom 24. März 1927.) Wir fragen daher nach dem Anspruch, den wir von dieser Welt her vernehmen.

Einige menschliche Vorfragen werden uns da weiter führen. Wann kommen die Menschen, die in dieser Welt leben, eigentlich einmal zur Ruhe oder auch nur zum Aufatmen? Indem wir so fragen, merken wir aber sofort, daß diese Frage genau so gut dem überarbeiteten Industriemenschen gilt, so daß diese Welt des Zirkus nicht neben unserer gegenwärtigen Welt steht, sondern einfach nur e i n Ausdruck, e i n Exponent von ihr ist. Ebenso würde es mit den ähnlichen Fragen gehen, etwa wie es mit der geistigen und seelischen Durchbildung steht. Denn diese Frage muß mit demselben Ernste an alle im Wirtschaftsleben stehenden Menschen beiderlei Geschlechts gerichtet werden.

Von der Frage her ergibt sich aber dann auch die Antwort. Sie kann nur im Sinne der Verantwortung und für Verantwortliche gegeben werden. Es kommt zuletzt alles darauf an, daß die Aufgabe, die sich diese Welt stellt, immer reiner erkannt und immer genauer durchgeführt wird. Dann wird nicht nur das Belehrende, sondern auch das Bildende zu einem ernsthaften Faktor werden, dann wird der Dienst am Nationalen und der Dienst am Internationalen in gleicher Weise erfüllt werden und in keinem Gegensatz mehr stehen, dann wird hier eine Stätte sein, wo wirklich neue, unserem Lebensrhythmus gemäße Kunst- und Bewegungsformen entstehen. Dann wird auch noch mehr eine Form gefunden werden, wo die menschliche, geistige und seelische Ausbildung nicht unter dem Berufe zu leiden braucht — dies freilich nur im Zusammenhange mit einer Veränderung der Struktur unseres öffentlichen Lebens überhaupt.

An einem Beispiel sei der Anspruch, den diese Welt des Zirkus an uns stellt, noch erläutert. Die Leitung hatte 80 kleine Abenteurerhefte („Hans Stosch-Sarrasani", Fahrten und Abenteuer) herausgegeben. Diese waren die Ursache eines heftigen, auch in der Presse ausgetragenen Zusammenstoßes mit der Jugendbildungsstelle Münster, wo der Zirkus auftrat. Obwohl sich die Leitung auf Gutachten erster Fachleute stützen konnte, daß die Schriften in keiner Weise demoralisierend seien, gab die sicher in zu engem Geiste geleitete Stelle nicht nach. Man wird hier grundsätzlich für Sarrasani Stellung nehmen müssen. Immerhin wäre es wichtig, an manchen Stellen die M ö g l i c h k e i t des Anstoßes hinwegzuräumen. Denn das im tieferen Sinne „Bildende" an jener Welt des Abenteuers soll nicht durch oberflächliche und die Phantasie „zerstreuende" Tendenzen wieder verdorben werden.

Es seien denn nun alle, denen die Struktur unseres öffentlichen Lebens nicht gleichgültig ist, zur inneren Auseinandersetzung mit dieser seltsamen und in ihrer Weise reichen Welt aufgerufen!

Solingen-Foche Hans Hartmann

Die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes

1

Seiner Zeit hatte ich zu einem im Reichs-Justiz-Ministerium ausgearbeiteten Entwurf über die Neuordnung der rechtlichen Stellung des unehelichen Kindes mich geäußert *). Der damalige Entwurf ist in der Zwischenzeit von einzelnen Praktikern der Jugendwohlfahrtsarbeit wie von den großen Fürsorgeverbänden eingehend erörtert worden. Allgemeine Ablehnung haben dabei vor allem zwei Grundsätze des Entwurfs erfahren:

a) die Beseitigung der Einrede des Mehrverkehrs durch die Schaffung einer G. m. b. H. „zahlungspflichtige Männer", von denen jeder anteilweise dem Kinde für den Unterhalt haftet.

b) das Bestreben, eine engere verwandtschaftliche Beziehung zwischen dem unehelichen Kinde und seinem Erzeuger herzustellen.

Im Einzelnen verweise ich zu dem ganzen Regierungsentwurfe und der Kritik dieser Punkte auf meinen damaligen Aufsatz.

Es kann sich hier nicht darum handeln, die kritischen Besprechungen des Regierungsentwurfes eingehend darzustellen, aber ihr schließliches Ergebnis verdient allgemeinere Beachtung. Es liegt vor in einem Gegenentwurf, der auf der Grundlage einer von drei hervorragenden

*) Zur Neugestaltung des Unehelichenrechtes. CW 1926 Nr. 5.

Theoretikern und Praktikern der Jugendwohlfahrt (Polligkeit, Stork und Eiserhardt) ausgearbeiteten Vorlage nach mehrfachen eingehenden Beratungen durch den Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge und das Archiv deutscher Berufsvormünder in der Fachpresse veröffentlicht wird *). Seine Kenntnis ist für alle irgendwie an der Jugendwohlfahrtsarbeit beteiligten evangelischen Kreise höchst wichtig.

2

Zwei grundsätzliche Gesichtspunkte dieses Gegenentwurfes seien zunächst hervorgehoben:

a) Hatte der Regierungsentwurf die bisher mögliche Einrede des Mehrverkehrs so beseitigt, daß er alle Männer, die der Kindesmutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt hatten, dem Kinde gegenüber als „zahlungspflichtige Männer" gesamtschuldnerisch haftbar machte, so geht der Gegenentwurf einen anderen Weg. Ähnlich wie im österreichischen Rechte wird aus mehreren Beiwohnern einer als wahrscheinlicher oder möglicher Erzeuger herausgegriffen und in Anspruch genommen. Er wird, bei erwiesener Beiwohnung innerhalb der Empfängniszeit, als Vater durch Urteil festgestellt im Gegensatz zu dem die Vaterschaft freiwillig anerkennenden Vater. Dem festgestellten Vater bleibt es dann überlassen, sich erforderlichen Falls privatrechtlich mit den übrigen Männern, die der Kindesmutter beigewohnt haben, auseinanderzusetzen. Es gibt also hier nicht, wie nach dem Regierungsentwurf, uneheliche Kinder, die einen Vater haben, und solche, denen nur zahlungspflichtige Männer für den Unterhalt haften, sondern es ist nur zu unterscheiden zwischen einem seine Vaterschaft anerkennenden und einem festgestellten Vater.

In meinem früheren Aufsatze hatte ich es als widersittlich bezeichnet, wenn der Regierungsentwurf nicht nur die Kindesmutter, sondern auch das Kind in ein Verhältnis zu mehreren Männern bringt, und hatte die Ansicht vertreten, daß bei wirklich nachgewiesenem Mehrverkehr für den Unterhalt des Kindes die Volksgemeinschaft haften müsse, was durch § 1 des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes sowie durch einige Bestimmungen der Reichsverfassung nahegelegt wird **). Trotzdem könnte ich mich mit dem vorliegenden Gesetzentwurfe befreunden, weil auch seine Regelung der strittigen Frage mancherlei Gutes enthält und sich vorteilhaft von dem Regierungsentwurfe unterscheidet. Alle Einwendungen, die gegen diesen zu erheben waren und die ich im Einzelnen früher geltend gemacht habe, fallen hier fort.

b) Im Gegensatz zu dem Regierungsentwurfe wird von der engeren verwandtschaftlichen Bindung des unehelichen Kindes an seinen Erzeuger abgesehen, weil sich dadurch die Rechtsstellung des Kindes zweifellos verschlechtert. Dieses käme dadurch in eine ähnliche beklagenswerte Lage wie Kinder aus geschiedenen Ehen, die zwischen Vater und Mutter hin- und hergerissen werden. Anderseits ist im Unterschiede von dem gegenwärtigen Rechtsstande unter gewissen vorsichtig formulierten Umständen dem die Vaterschaft anerkennenden Erzeuger eine eingeschränkte Mitwirkung bei der Sorge für die Person des Kindes zugestanden. So ist er zum Beispiel in Angelegenheiten der Unterbringung, der Erziehung und der Berufsausbildung vom Vormunde zu hören, sofern dies ohne besondere Schwierigkeiten möglich ist. Mit Einwilligung des Vormundes und nach Anhörung der Kindesmutter kann der Vater durch das Vormundschaftsgericht zum persönlichen Verkehr mit dem Kinde ermächtigt werden, wenn dies in dessen Interesse geboten erscheint. Ja es ist sogar möglich, daß nach Anhörung des Vormundes dem Vater die Sorge für die Person des Kindes übertragen werden kann, wenn sie der Mutter nicht mehr zusteht. Aber daneben steht die Sicherheitsbestimmung, daß alle diese Anordnungen vom Vormundschaftsgerichte jederzeit geändert oder aufgehoben werden können, wenn es das Interesse des Kindes erfordert. Wesentlich ist auch, daß diese Vorrechte nur dem Vater gewährt werden können, der die Vaterschaft anerkannt hat, aber nicht dem Erzeuger, der als Vater durch Urteil festgestellt worden ist. Gerade diese verschiedene Behandlung des freiwillig anerkennenden und des durch Urteil festgestellten Vaters in der Stellung zum Kinde und einer etwaigen Sorge für dessen Person wird man als durchaus berechtigt ansehen müssen.

3

Neben diesen beiden grundsätzlichen Gesichtspunkten des Gegenentwurfes sei noch auf einige bedeutsame Einzelbestimmungen hingewiesen:

a) Wie bisher trägt das uneheliche Kind den Namen der Mutter. Jedoch kann, wie dies auch im Regierungsentwurfe schon vorgesehen war, das Vormundschaftsgericht dem Kinde auf dessen Antrag den Namen des Vaters nach dessen Tode erteilen, wenn der Vater des Kindes zur Zeit seines Todes mit der Kindesmutter verlobt war.

b) Wie bisher steht der Mutter das Recht der Sorge für die Person des Kindes zu, so daß in dieser Beziehung der Vormund neben der Mutter die rechtliche Stellung eines Beistandes hat. Neu ist die Bestimmung, daß bei Gefahr im Verzuge der Vormund auch gegen den Willen der Mutter den Aufenthalt des Kindes bestimmen kann, aber verpflichtet ist, hiervon das Vormundschaftsgericht unverzüglich zu benachrichtigen.

Hier können sich in der Praxis leicht Schwierigkeiten ergeben, und mir erscheint eine Lösung günstiger, die wohl im allgemeinen die Sorge für die Person des Kindes der Mutter zugesteht, aber die Aufenthaltsbestimmung grundsätzlich an die Mitwirkung des Vormundes knüpft. Der Wille des Vormundes müßte im Streitfalle entweder dem Willen der Mutter vorgehen, oder aber das Vormundschaftsgericht müßte bei Meinungsverschiedenheiten entscheiden; zeigt doch die Erfahrung nur zu häufig, wie unverständige Mütter den Erziehungswillen des Vormundes zu durchkreuzen vermögen, weil ihnen das Recht der Bestimmung des Aufenthaltes zusteht.

c) Dem festgestellten Vater gegenüber wird die Unterhaltspflicht bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres erweitert (bisher 16. Lebensjahr). Durch die Bestimmung, daß der Unterhalt den gesamten Lebensbedarf, sowie die Kosten der Erziehung zu einem Berufe umfaßt, wird es möglich, den festgestellten Vater auch nach Vollendung des 18. Lebensjahres noch zur Zahlung heranzuziehen, wenn die Berufsausbildung des Kindes dann noch nicht voll beendet sein sollte.

Das Maß des Unterhaltes bestimmt sich nach der Lebenshaltung der Kindesmutter, jedoch sind Vermögens- und Erwerbsverhältnisse des Vaters zu Gunsten des Kindes mit zu berücksichtigen, soweit dies im Hinblick auf die sonstigen Unterhaltsverpflichtungen des Erzeugers (etwa: Eltern, Ehefrau, eheliche Kinder) der Billigkeit entspricht.

Die bisherige Bestimmung, daß bei körperlichen oder geistigen Gebrechen, die das Kind hindern, sich selbst zu erhalten, der Vater über die gesetzliche Zeit hinaus Unterhalt zu gewähren hat, bleibt mit der Erweiterung vom 16. auf das 18. Lebensjahr bestehen.

*) Vgl. z. B. Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt 19. Jahrgang Nr. 12, S. 324 ff. Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. 9. Jahrgang, Nr. 2, S. 42 f.

**) Artikel 119 III und Artikel 121 der Reichsverfassung stellen die Mutterschaft ganz allgemein unter den Schutz und die Fürsorge des Staates und sichern den unehelichen Kindern die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwicklung zu wie den ehelichen Kindern.

Der freiwillig das Kind anerkennende Vater soll an Unterhalt nicht weniger zahlen, als wenn er als Vater festgestellt worden wäre.

d) Werden aus besonderen Gründen, namentlich wegen einer erheblichen Krankheit des Kindes, Aufwendungen erforderlich, zu deren Deckung die regelmäßigen Unterhaltszahlungen bei ordnungsgemäßer Verwaltung nicht ausreichen, so kann das Kind die Zahlung eines Geldbetrages neben der sonstigen Rente verlangen.

e) Der Unterhaltsanspruch des Kindes erlischt nicht mit dem Tode des Vaters, sondern richtet sich dann gegen dessen Erben.

f) Hat der Vater die Vaterschaft anerkannt, so steht das uneheliche Kind hinsichtlich des Erb- und Pflichtteilrechtes einem ehelichen Kinde gleich.

Diese Bestimmung gilt aber nur bei Anerkennung, nicht auch bei Feststellung der Vaterschaft.

4

Auf das Ganze gesehen ist der Gegenentwurf der großen Fürsorgeverbände außerordentlich verdienstlich und bedeutet einen großen Schritt vorwärts zu einer Neuregelung des Unehelichenrechtes. Freilich bleiben eine Anzahl Wünsche noch unerfüllt. Ich beschränke mich auf folgende drei Hinweise:

a) Es fehlt die Möglichkeit, bei Zahlungsunfähigkeit des Kindesvaters auf dessen lebende und in guter Wirtschaftslage befindliche Eltern zurückzugreifen und sie für die dem Kinde zustehenden Unterhaltsansprüche haftbar zu machen. Namentlich unter den heutigen Verhältnissen, in denen oft genug junge Burschen zwischen 19 und 25 Jahren uneheliche Väter sind, wäre eine derartige Bestimmung außerordentlich wünschenswert, weil diese jungen Väter sich zu leicht durch wirkliche oder vorgetäuschte Erwerbslosigkeit der Unterhaltspflicht entziehen, so daß das Kind leer ausgeht.

b) Die Möglichkeit, das uneheliche Kind durch den Vater, der es anerkannt hat, für ehelich erklären zu lassen, hätte erweitert und verbessert werden müssen. Nach § 1734 BGB ist eine derartige Ehelichkeitserklärung reine Gnadensache, die ohne Angabe von Gründen versagt werden kann. Hier hätte der vorliegende Gegenentwurf durch die Bestimmung Wandel schaffen müssen, daß nur aus wichtigen Gründen einem Vater, der das Kind anerkannt hat, dessen Ehelichkeitserklärung versagt werden darf.

c) Wünschenswert wäre es ferner gewesen, wenn der Gegenentwurf im Interesse der Zuführung möglichst vieler unehelicher Kinder zu einem geordneten Familienleben die Bestimmungen über die Adoption von Kindern einer gründlichen Durchsicht unterzogen und Erleichterungen zu schaffen versucht hätte, etwa in der Art, wie sie auf dem 32. Juristentage vorgeschlagen worden ist.

Breslau Ulrich Altmann

Hier sei die Anzeige eines Buches angefügt, das sich seinem Inhalte nach mit dem vorstehenden Artikel wenigstens berührt:

Sittlichkeit in Ziffern? Kritik der Moralstatistik. Von Robert Michels, Professor in Basel und Turin. München, Duncker und Humblot 1928. 229 S. 7.50, geb. 9.50 M.

Selten ist mir ein Buch so gelegen gekommen und hat mich so mit Genugtuung erfüllt. Seit ich mich um Sexualethik bemühe, bin ich von wachsendem Mißtrauen gegen alle Moralstatistik begleitet. Der Moralist mag darin wühlen, der Ethiker soll sie sich tapfer vom Leibe halten. Und nun kommt dieser ausgezeichnete Nationalökonom und zeigt, daß jeder Schluß von den massenhaften Daten moralstatistischer Observanz auf den wirklichen Stand der Moral einer Zeit, eines Volkes, einer Stadt oder eines Dorfes von so viel Trug- und Fehlerquellen umgeben ist, daß man ihn schon besser unterläßt. (Geschweige, daß man darauf eine Ethik aufbauen könnte!) Und er nimmt zum Exempel eine scheinbar ganz leicht erfaßbare Spezialität: das uneheliche Kind. Greifbarer, zählbarer gibt es anscheinend nichts. Aber hier wie sonst auf dem Gebiete der Moral „entzieht sich die unendliche Hauptmasse der Erscheinungen dem groben Instrument der Statistik". Michels ist kein Skeptiker; oft gesteht er einer Feststellung zu, daß sie „mit Recht" gemacht sei, findet für eine Tatsache den „Beweis" geführt; selbst da könnte man vorsichtiger sein. Aber was er durch das ganze Buch hindurch mit sicherem Erfolge bekämpft, ist das übereilte Schlußverfahren, dem man jene „Tatsachen" zu unterwerfen geneigt ist. Nicht einmal eine „Statistik der Immoralität" läßt sich aufbauen. Typologische Einzelbeobachtung — nun ja. Aber „in das Allerheiligste des menschlichen Seelenlebens, das Allerheiligste des menschlichen Trieblebens einzudringen" wird wie der Statistik auch ihr versagt bleiben. Rade

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die Lohnkämpfe

Schon ist es ganz unmöglich geworden, eine Einzelberichterstattung über die Lohnkämpfe auch nur zu versuchen, die wir in diesen Wochen erleben, oder die eben beginnen. Es zeigt sich deutlich, daß der Kampf in der nordwestlichen Eisenindustrie Ende des vergangenen Jahres den Auftakt zu einer Lohnbewegung fast in allen Wirtschaftszweigen und -Bezirken darstellte. Die Tatsache, daß bis Ende März mehr als 200 Tarifverträge ablaufen, von denen fast 2½ Millionen Arbeiter berührt werden, und daß bis Ende April abermals 43 Tarifverträge für 800 000 Arbeiter zu Ende gehen, führt in dieser Lage zu einer außerordentlichen Beunruhigung der gesamten Wirtschaft.

Wie ernst die Lage eingeschätzt wird, das hat vor allem der Verlauf der Metallarbeiterlohnkämpfe in Mitteldeutschland deutlich gemacht. Man würde auf beiden Seiten kaum zu so scharfen Mitteln wie Streik und Aussperrung gegriffen haben, die Metallindustriellen würden nicht bis zur Anordnung einer Gesamtaussperrung gegangen sein, wenn der Streitfall nicht als Paradigma kommender Kämpfe angesehen worden wäre.

Noch in einer anderen Hinsicht hat der mitteldeutsche Kampf typische Bedeutung gewonnen. Der Reichsarbeitsminister lehnte im ersten Stadium des Kampfes ein Einschreiten ab, indem er dem zunächst gefällten Schiedsspruch die Verbindlichkeitserklärung versagte. Man hat darin ein Zurückweichen vor den Gewerkschaften gesehen, denen der Schiedsspruch nicht genügte, und die ihn zum Anlaß nahmen, schnellstens in den Streik einzutreten. Es will mir wahrscheinlicher vorkommen, daß der Reichsarbeitsminister von dem Gedanken geleitet gewesen ist, daß Instrument der Verbindlichkeitserklärung erst dann zu benutzen, wenn stärkere Notwendigkeiten dazu zwangen. Das ist dann freilich gerade in diesem Falle durch die Gefahr der Gesamtaussperrung in der deutschen Metallindustrie geschehen.

Vorausgesetzt, daß der Reichsarbeitsminister in der Tat diese Erwägungen angestellt hat, wird er hier die lebhafteste Zustimmung erfahren müssen. Eben wird auch eine Äußerung des Ministers bekannt, nach der er die Gefahr einer Abnutzung des Instruments der Verbindlichkeitserklärung gerade im gegenwärtigen Augenblick sich häufender Entscheidungen durchaus erkennt und einen sparsamen Gebrauch dieses Mittels ankündigt. Eine solche Äußerung muß aus mehr als einem Grunde begrüßt werden. Für uns steht dabei eine ethische Erwägung durchaus im Vordergrunde. Als vor einem Jahre in Düsseldorf ein größerer Kreis evangelischer Unternehmer und Arbeitervertreter zu einer Aussprache über aktuelle Fragen ihrer gegenseitigen Beziehungen zusammengekommen war, sprachen es führende Männer auf beiden Seiten mit großer Schärfe und tiefem Ernste aus, daß die in den letzten Jahren gewohnt gewordene Art der Vertragsregelung zu einer schweren sittlichen Gefahr zu werden drohe. Auf beiden Seiten, so wurde unumwunden bekannt, schwinde in erschreckendem Maße das Verantwortungsbewußtsein, mit dem Forderungen wirtschaftlicher Art gestellt oder als unerfüllbar bezeichnet würden. Die Kampfparteien seien völlig darauf eingestellt, dem Schlichter und in letzter Instanz dem Reichsarbeitsminister die Entscheidung und damit jede Verantwortung zu überlassen. Es erhob sich zwar in diesem Kreise keine Stimme, die die Beseitigung des heutigen Schlichtungsapparates gewünscht hätte. Offenbar war man sich bei Unternehmern wie bei Arbeitern auf Grund mannigfacher Erfahrungen zu deutlich bewußt, daß damit ein wertvolles Mittel zur Sicherung des Wirtschaftsfriedens in einem Augenblick ausgeschaltet werden würde, bei dessen Wegfall kein Ersatz irgendwelcher Art, am wenigsten in der Gestalt gesinnungsmäßiger Voraussetzungen vorhanden wäre.

Unbestreitbar aber ist, daß unser Schlichtungswesen eine Verführung zur Verantwortungslosigkeit für alle Wirtschaftskämpfer einschließt. So muß es eine Erziehung zu höherem Verantwortungsbewußtsein bedeuten, wenn wenigstens sein letztes Mittel, die Erklärung der Allgemeinverbindlichkeit gefällter Schiedssprüche, nur mit äußerster Zurückhaltung angewandt wird. Es ist zwar mindestens fraglich, ob man so, wie es im Anschluß an die Erledigung des mitteldeutschen Kampfes von allen Seiten, vor allem vom Unternehmertum aus, geschehen ist, von dem schon eingetretenen Bankerott des Schlichtungswesens sprechen darf. Daß wir aber in eine Lage geraten sind, in der zunächst die sittlichen Gefahren dieses Systems nicht verkannt werden können, muß ausgesprochen werden. Gerade an dieser Stelle wird es als merkwürdig und vielleicht unbegreiflich empfunden werden, wenn gleichsam dem

offenen und nicht im entscheidenden Augenblick durch einen mit Sicherheit auftretenden deus ex machina glücklich abgewandten Kampfe das Wort geredet wird. Nichtsdestoweniger kann man das Empfinden haben, als werde so mit größerer Sicherheit als bisher nicht nur eine Lösung einzelner Streitfragen, sondern eine Klärung der ganzen Lage erreicht. Ist es außerdem so sicher, daß der offene Kampf wirklich ausbricht, wenn die zwangsweise Schlichtung unwahrscheinlich wird? Man kann gerade um der Kämpfer willen den Wunsch haben, daß ihnen der Weg zu selbständiger und verantwortlicher Regelung ihrer Streitfragen deutlicher gewiesen werde als bisher. Es gilt, den geringen Spielraum zu sittlichem, d. h. verantwortungsbewußtem Handeln in der Wirtschaft unter allen Umständen offen zu halten. Eine Schlichtungs-„Maschine" würde ihn in gefahrvoller Weise verengen.

Eine weitere Erwägung gesellt sich hinzu. So selbstverständlich es ist, daß Arbeiterschaft wie Unternehmertum gleichmäßig und dauernd bestrebt sind, ihren „Anteil am Sozialprodukt" zu steigern, und daß insbesondere über die „Berechtigung" der gegenwärtigen Lohnbestrebungen in diesem Sinne in keiner Weise gestritten werden kann, so selbstverständlich ist es auch, daß der Mechanismus der Wirtschaft diesem Bestreben gewisse Grenzen setzt, sobald er sich frei auszuwirken vermag. Heute ist das nicht der Fall. Die Entscheidung über die wirtschaftliche Tragbarkeit von Lohnforderungen fällt nicht im Rahmen der Wirtschaft, sondern bei einer Stelle, die zum wenigsten eine wirtschaftliche Verantwortung für ihre Entscheidungen nicht zu tragen hat. Es kann zwar nicht daran gezweifelt werden, daß Schlichter wie Reichsarbeitsminister das Gewicht der hier anzustellenden wirtschaftlichen Erwägungen voll empfinden. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß ihre Entscheidungen auch von ganz anderen, „politischen" Erwägungen im weiteren Sinne her bestimmt werden müssen. Gewiß spielen außerwirtschaftliche Momente auch bei innerwirtschaftlichen Auseinandersetzungen eine Rolle. Es gibt keine rein wirtschaftlichen Entscheidungen, so wenig es ein rein wirtschaftliches Handeln überhaupt gibt. Aber das Gewicht der wirtschaftlichen Momente ist ein anderes je nach dem Orte, an dem die Entscheidung fällt. Und gegenwärtig ist die Lage die geworden, daß ein sicheres Urteil über die wirtschaftlichen Gründe und Folgen sozial- und insbesondere lohnpolitischer Entscheidungen immer unmöglicher wird, je mehr diese Entscheidungen letztlich im außerwirtschaftlichen Raume getroffen werden. Es wäre um der Klarheit der wirtschaftlichen Lage im Ganzen wie im Einzelnen willen zu begrüßen, wenn diese Auseinandersetzungen und, wenn es sein muß, Kämpfe sich wieder einmal in Freiheit vollziehen dürften oder müßten, dem Maße von Freiheit, das angesichts der vielfachen durch den bestimmenden Einfluß großer Organisationen auf beiden Seiten vorhandenen Freiheitsbeschränkungen hier noch geblieben ist. Niemand fordert ernsthaft den Abbau unseres gesetzlichen Schlichtungswesens überhaupt. Und auch seine Reform wird man nicht in Zeiten der stärksten Spannungen beginnen können. Aber es gilt die pädagogische Verwendung dieses Instruments.

Die Frage, die von Seiten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Zeit völlig verschieden beantwortet wird, ist die Frage nach der Bedeutung der noch immer anhaltenden „Konjunktur". Sie ist nicht nur in diesem Umkreise strittig, aber sie hat natürlich hier eine ganz besondere Bedeutung. Trifft das Schlagwort von der bloßen „Mengenkonjunktur" zu, so ist die lohnpolitische Lage eine wesentlich andere, als wenn von einer „Gewinnkonjunktur" geredet werden könnte. Daß es Wirtschaftszweige gibt, in denen wirklich und zum Teil viel „verdient" wird, ist unbestreitbar. Daß das keineswegs auf der ganzen Linie der Fall ist, weiß auch die Arbeiterschaft.

Es ist aber ein Verdienst Stolpers, daß er in seinem „Deutschen Volkswirt" (Nr. 20 und 21 d. J.) die ganze Frage der Lohnpolitik diesem nicht zu erledigenden Streit über die Beurteilung der Konjunktur entnommen und unter eine ernsthaftere Betrachtung gestellt hat. Er betrachtet den Zusammenhang zwischen Lohn und Zins und kommt zu dem Satze, daß hoher Kapitalzins und hoher Lohn einander auf die Dauer ausschließen, daß darum „eine Lohnpolitik, die die Entwicklung des Kapitalmarktes mißachtet, die den Massenkonsum ohne Rücksicht auf die Kapitalbildung zu steigern unternimmt, den Boden untergräbt, auf den sie sich stützen will". In der Arbeiterschaft wird immer wieder betont, daß man die Notwendigkeit der Kapitalbildung durchaus begreife, daß man aber nicht einsehen könne, warum die Kapitalbildung direkt, vor allem mit den Mitteln einer forzierten Rücklagepolitik der Unternehmungen erfolgen müsse, anstatt den Weg über den Sparwillen der Lohnempfänger zu gehen. Tatsache ist indes, daß einstweilen trotz der Entlastung des Kapitalmarktes durch die sicher hier und dort erheblichen Rücklagen der Unternehmungen jeder Kredit in Deutschland ungleich teurer bezahlt werden muß, als in den konkurrierenden Wirtschaftsländern. Der Unterschied der Diskontsätze bei den Zentralnotenbanken (Berlin 7 %, England 4 ½ %, Vereinigte Staaten 4 %, Frankreich 3 ½ %) drückt die Differenz der tatsächlich gezahlten Zinsen nicht einmal voll aus. Man hat die deutsche Kapitalbildung im Jahre 1927 zu errechnen gesucht und ist dabei zu sehr hohen, freilich in keiner Weise zu belegenden Zahlen gekommen (2 Milliarden Mark). An der tatsächlich vorhandenen Kapitalknappheit wird damit nichts geändert.

Auch die ganze Not der deutschen Landwirtschaft, die die Öffentlichkeit so stark beschäftigt — es wäre schön, wenn an dieser Stelle einmal etwas Sachkundiges dazu gesagt würde! —, ist ja wesentlich der Mangel an Kapital, das für lange Frist und zu niedrigem Zinssatze zur Verfügung gestellt werden könnte. Man hat oft im Blick auf unsere gesamte Wirtschaft den Ausdruck von der zu kurzen Kapitaldecke gebraucht. Das Bild ist zutreffend und deutlich, und es ist nur ein unzureichender Trost, daß die Kapitalmächtigen der Welt noch immer bereit sind, uns aus ihren Mitteln die Verlängerung der Decke zu ermöglichen. Unsere Verschuldung ist außerordentlich gewachsen. Nach einer Aufstellung in „Wirtschaft und Statistik" (Nr. 2/1928) beliefen sich unsere Zinsverpflichtungen nach dem Stande von Ende 1927 auf jährlich 405 Millionen Mark, zu denen dann erst die Verpflichtungen aus dem Dawes-Vertrag mit der jetzt geltenden Jahressumme von 2 ½ Milliarden Mark hinzutreten. Angesichts eines Einfuhrüberschusses von mehr als 3 ½ Milliarden Mark aus dem abgelaufenen Jahre sind das Zahlen, die immer wieder einmal ernsthaft bedacht werden wollen. Doch über diese Zusammenhänge wird ein anderes Mal mehr zu sagen sein.

Kein Zweifel, daß das Bestreben der Arbeiterschaft, sich dem Druck dieser Gesamtlage so viel wie möglich zu entziehen, nur natürlich und berechtigt ist. Der Spielraum, innerhalb dessen es Aussicht auf Erfolg hat, ist sicherlich wesentlich kleiner, als die Formulierung ihrer Forderungen erkennen läßt. Was aber zu wünschen bleibt, ist eine Erledigung dieser Kampffragen, die die wahre Lage unserer Wirtschaft nicht verschleiert und dadurch weiter gefährdet.

Eben werden aus sonst stark mit Spannungen belasteten Gebieten (Solingen und Köln) Vereinbarungen zwischen Unternehmern und Arbeitern bekannt, die sogar ohne Heranziehung des Schlichters zustande gekommen sind. Möchten sie ein gutes Vorzeichen für den Ausgang der Gesamtbewegung dieses Frühjahrs sein.

Düsseldorf-Grafenberg Wilhelm Menn

Jugend und Kirche

Leopold Cordier. **Evangelische Jugendkunde.** Band 1: Quellenbuch zur Geschichte der Evangelischen Jugend. Schwerin, Fr. Bahn 1925. 496 S. 11 M. — Band 2: Die evangelische Jugend und ihre Bünde. 1926. 828 S. 26 M.

Leopold Cordier. **Jugend und Gemeinde.** Heft 1: Evangelische Gemeindejugendarbeit. Schwerin, Fr. Bahn 1927. 56 S. 1.75 M.

Siegfried Lastowsky. **Kirchlicher Jugenddienst.** Denkschrift zur Zweijahrhundertfeier der Schloß- und Mariengemeinde zu Stettin. Stettin, Saunier 1926. 45 S. 60 Pfg.

Bruno Benfey. **Das Jugendwerk der Kirche als Evangelisation.** Schwerin, Fr. Bahn 1927. 16 S.

Wilhelm Christiansen. **Feste Kerle.** Kiel, Verlag der Schleswig-Holsteinischen Landesbücherstube 1926. 594 S. 14 M.

Wilhelm Christiansen. **Es lebe das Leben.** Ebenda. 524 S. 14 M.

Cordiers zweibändiges Werk über evangelische Jugendkunde ist bereits so viel genannt und gerühmt worden, daß man den großen Wert dieses Werkes nur noch mit einem Wort zu bestätigen und zu bekräftigen braucht. Man staunt über die Fülle, die hier geboten wird, wie über die zielsichere Klarheit, mit der der Verfasser durch die Jahrhunderte und durch all die mannigfachen Gemeinschaftsgebilde der Jugend führt. Das Werk bietet ja noch mehr, als was der Titel besagt. Nämlich nicht nur die Kunde von der evangelischen Jugend, sondern Kunde von der ganzen deutschen Jugend. Es ist geradezu ein Ausschnitt der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Aber diese Geschichte immer gesehen und beurteilt von dem reformatorischen Verständnis des Evangeliums aus. Cordiers Arbeit ist streng sachlich, objektiv. Freilich nicht in dem Sinn, daß der Verfasser selber nicht Stellung genommen hätte oder diese seine Stellung nicht verriete. Das ist bei einem Mann, der so wie Cordier selber in der Jugendarbeit drinnen steht, nicht zu erwarten und nicht zu wünschen. Cordier hat Stellung genommen und bringt sie deutlich zum Ausdruck: er steht auf der Seite derer, die die reformatorische Frömmigkeit wieder zu Ehren bringen wollen und die Volkskirche bejahen. Ob diese Stellungnahme nicht für einen Professor der evangelischen Theologie berechtigt ist, mögen die Kritiker überlegen, die Cordier aus den Kreisen der Jungmännerbünde erstanden sind. Wir sehen gerade darin ein Hauptverdienst dieser Arbeit, daß Cordier aus der Geschichte und Gegenwart klar macht, wie der pietistische Typus der Jugendarbeit weder der Verkündigung der Reformatoren gerecht werden noch auch zu einer eindeutigen Stellung zur Volkskirche führen konnte. So muß heute, das ist das Resultat des Buches, die Jugendarbeit bewußt von der Kirche betrieben werden, der durch die Reformatoren das neue Verständnis des Evangeliums geschenkt ist. Denn das wird aus Untersuchungen Cordiers betrüblich klar, daß die Kirche die Jugend niemals gehabt hat. Es gab christliche Jugend seit den Tagen der Reformation, aber sie war nicht kirchlich. Sie gab sich einseitig der bloßen Seelenpflege hin und übersah die Verpflichtung gegenüber den geschichtlichen Gegebenheiten, also auch gegenüber der Kirche. Die Situation heute aber ist nach Cordier diese: Eine zum Dienst bereite Jugend ist

da, bereit zum Dienst an Volk und Staat und Kirche. Wird nun die Kirche das rechte Wort finden, auf das hin Jugend eintreten kann? Daß das möglich werde, das ist das Ziel der ganzen Arbeit des Verfassers und dieser vorliegenden Werke. Mit viel Vertrauen sieht er diesem Sich-Finden von Kirche und Jugend entgegen.

Für dieses Ziel wird von Cordier auch bereits ein gut Stück praktische Arbeit geleistet. Es sind ja schon die zwei umfangreichen Bände nicht aus rein akademischem Interesse heraus geschrieben, sondern sie wollen Sinndeutung und Zielsetzung des evangelischen Jugendwerkes sein. Aus der gleichen praktischen Abzielung heraus werden von ihm Studien zur Evangelischen Jugendkunde unter dem Titel „Jugend und Gemeinde" herausgegeben, wovon das erste Heft vorliegt, in dem zunächst Cordier sich über Grundsätzliches zur evangelischen Jugendarbeit ausspricht. Auch hier stellt er als Ziel der Jugendarbeit die Überwindung der Vereinsfrömmigkeit und das Hinführen zur Kirche auf. Außerdem enthält das Heft zwei Vorträge über „Jugendarbeit in der Stadt" von Pfarrer Lastowsky in Stettin und „Aus der ländlichen Jugendarbeit" von einem hessischen Dorfpfarrer. Zwei ausgezeichnete Vorträge, die jedem, der in der Jugendarbeit steht, dringend zu empfehlen sind. Sie beide wie auch Benfey in seiner Schrift fügen sich in der Auffassung vom Sinn und Ziel der kirchlichen Jugendarbeit den Gedankengängen Cordiers ein. Was sie sagen, ist aus der Praxis heraus gesagt. Lastowsky berichtet über seine Arbeit an der Jugend der Schloß- und Mariengemeinde zu Stettin. Hier geschieht die Jugendarbeit in der Tat von der Gemeinde und meint die ganze Jugend der Gemeinde.

Prinzipielles ist hier erkannt und zu verwirklichen gesucht. Es war bis jetzt mit der „kirchlichen" Jugendarbeit so, daß sie entweder von Vereinen in pietistischer Weise betrieben wurde. Diese Jugend stand der Kirche immer mit Mißtrauen gegenüber. Oder es waren kirchliche Jugendvereine, die aber recht unjugendlich waren und nicht einmal für die Kirche, geschweige denn für die Welt Bedeutung gewannen. Die zwei Bände Cordiers sind dafür ein schlagender Beweis. Nun wird der, der mit Cordier das reformatorische Verständnis des Evangeliums bejaht, die erstere Art von Jugendarbeit ablehnen. Aber auch die der ausgesprochen kirchlichen Jugendarbeit, wie sie bisher gewesen ist, wird ihm nicht als die rechte erscheinen. Schon deswegen, weil dadurch immer nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der Jugend erreicht wird, den als die kirchliche Jugend zu bezeichnen auch ein Unrecht ist gegenüber den Jugendlichen, die einem solchen Verein nicht angehören und doch auch zur Gemeinde gehören und gehören wollen. Die kirchliche Jugendarbeit muß überbündisch sein. Sie muß die Jugendlichen, die in irgendwelchen Vereinen und Bünden sind, drinnen belassen, darf ja nicht ein Parallel- oder gar Konkurrenzunternehmen gegen die anderen Bünde sein wollen. Diesen gegenüber muß sie völlig neutral bleiben, so wie sie ja auch den Organisationen der Erwachsenen gegenüber neutral sein muß. Aber wie die Gemeinde die Erwachsenen aus den verschiedensten Vereinen und Organisationen in sich beschließt, so muß auch die Jugendarbeit alle Jugendlichen der Gemeinde aufzurufen suchen. Aufzurufen — nicht zu einem besonderen Verein, sondern zu gemeinsamem Dienst an und in der Gemeinde. Nur solche Arbeit hat das Recht auf den Namen kirchliche Jugendarbeit, entsprechend dem, daß wir Volkskirche sind und keine Sekte. Hier bedarf es in der Tat einer Neuorientierung, die versucht und ausprobiert werden muß. Natürlich ergibt sich da auch wieder eine Organisation, eine Art Verein. Aber es wird möglich sein, diese Organisation sehr locker zu gestalten, so daß ihr die Jugendlichen der verschiedensten Jugendgruppen angehören können. So würde die Jugendgemeinde ein getreues Abbild sein der Gemeinde der Erwachsenen.

Wenn wir so Cordiers und seiner Mitarbeiter Unternehmen als einen aussichtsreichen neuen Weg kirchlicher Jugendarbeit begrüßen, so glauben wir doch anderseits vor allzu großer Zuversicht auf Erfolg, der sich vielleicht gar in Zahlen ausdrücken ließe, warnen zu sollen. Es wurde schon gesagt, daß aus den geschichtlichen Darlegungen Cordiers deutlich wird, daß die Kirche niemals noch die Jugend gehabt hat. Gewiß liegen die Gründe dafür in Fehlern, die auf beiden Seiten gemacht worden sind. Aber der eigentliche Grund liegt sicher tiefer, ist kein zufälliger, sondern ein wesenhafter. Er liegt zuletzt im Wesen der Jugend und im Wesen des Evangeliums. Es ist doch Tatsache, daß die katholische Kirche die Jugend ganz anders gehabt hat, wie auch daß die pietistische Frömmigkeitsart wenigstens einen Teil der evangelischen Jugend anzuziehen vermochte. Heißt das nicht: Dort, wo das Evangelium nicht im Sinne der Reformatoren verstanden wurde, da war Jugend dafür zu gewinnen? Der reformatorischen Verkündigung gegenüber aber verhielt sich die Jugend ablehnend? Daran sind nicht nur Fehler schuld, die von der evangelischen Kirche begangen worden sind. Günther Dehn hat bereits auf diesen meines Erachtens entscheidenden Punkt hingewiesen, daß Kirche „Sache der Erwachsenen, der Reifgewordenen" sei, wir könnten auch sagen: Sache derer, die eine Desillusionierung erlebt haben. Wann aber wird es eine solche Jugend geben, die nicht mehr idealistisch wäre, nicht mehr vertrauend auf die eigene Vitalität und Lebenshaltung? Eine solche Jugend wäre nicht mehr Jugend. Und so wird es im Großen und Ganzen wohl immer dabei bleiben, daß die Jugend, ehe sie den Weg zur evangelischen Kirche findet, sich erst abgemüht haben wird auf ihren eigenen Wegen. Wenn wir das aussprechen, so bedeutet das keine Resignation. Es gibt auch bei dieser Erkenntnis noch genug Arbeit an der Jugend. —

An Beispielen, wie die Arbeit an der Jugend nicht sein darf, fehlt es leider auch nicht. Der Jugendpastor für Schleswig-Holstein, Wilhelm Christiansen, hat zwei stattliche, vom Verlag sehr gut ausgestattete Bände herausgegeben mit je 365 Andachten oder Betrachtungen. Wir haben hier also ein ausführliches Beispiel dafür, wie das Evangelium an die Jugend herangebracht werden will. Wenigstens scheint uns das die Aufgabe des Jugendpfarrers zu sein: Wortverkündigung an die Jugend. Von der Art nun, wie sie hier geübt wird, kann man nur sagen: So gehts nicht. Schon aus psychologischen und pädagogischen Gründen müßten wir diese Betrachtungen ablehnen, insofern die immer gleiche Methode, mit Anekdoten, Geschichtlein, Dichterworten, Naturbeobachtungen zu beginnen, und nicht nur zu beginnen, sondern zwei Drittel oder drei Viertel der Betrachtungen damit auszufüllen, nur ermüden und verwirren kann. Der Grundfehler ist der, daß Christiansen offenbar nur von der Frage erfüllt ist: Wie predigen wir dem jungen Menschen? Während es heute um etwas Anderes geht, nämlich: Was predigen wir dem jungen Menschen? Die Antwort kann nur lauten: Das Evangelium nach dem Verständnis der Reformatoren. Sollte Christiansen diese Antwort für selbstverständlich erklären, so müßten wir sagen, daß sie nicht mehr selbstverständlich gewesen ist und auch heute noch nicht ist. Weiter, daß eben dieses Evangelium in diesen Andachten allzu kurz kommt. Es kommt eigentlich immer nur auf eine religiös-moralische Nutzanwendung hinaus. Wie ja schon der Titel der beiden Bände „Es lebe das Leben" und „Feste Kerle" nicht gerade evangeliumsmäßig klingt.

München Julius Sammetreuther

Ziele und Wege. Ein Lehrgang über evangelische Jugendführung. Im Auftrag des Bundes Deutscher Jugendvereine herausgegeben von Wilhelm Stählin. Wülfingerode-Sollstedt, Treue-Verlag 1928. 159 S. 3 M.

Hier erscheinen die Vorträge, die im Herbst vorigen Jahres auf einem Lehrgang über Jugendbewegung und evangelische Jugendführung in Marburg gehalten wurden. Zu diesem Lehrgang hatten eingeladen der Bund Deutscher Jugendvereine (BDJ), der Bund der Christdeutschen und die Schlüchterner Jugend (Neuwerk-Kreis). „Es ist", so hieß es in der Einladung, „der Zweck dieses Lehrganges, die Erkenntnisse und Erfahrungen, die von dem Jugendleben der drei genannten Bünde gewonnen worden sind, einem größeren Kreis vorzutragen und damit einen Beitrag zu einer sinnvollen und planmäßigen evangelischen Jugendarbeit überhaupt zu leisten. Im Mittelpunkt der Vorträge steht die Frage nach der religiösen Erziehung in der evangelischen Jugendarbeit und nach dem Verhältnis zwischen Jugend und Gemeinde; aber diese Fragen werden in den Rahmen allgemeiner sozialpädagogischer Aufgaben hineingestellt und im engen Zusammenhang mit der Jugendbewegung erörtert."

So stehen die Vorträge in einer inneren Einheit; alles steht unter dem Bemühen um Klarheit über Ziele und Wege einer evangelischen Jugendführung. Erich Weniger (Göttingen) entwickelt sehr klar Jugendarbeit als sozialpädagogische Aufgabe, Donndorf (Hamburg) spricht aus eigenem Tun heraus über Gruppenarbeit als Form der Jugendführung, Goethe (Darmstadt) über religiöse Jugendführung und freie religiöse Entwicklung in der evangelischen Jugend; Eggebrecht (Magdeburg) referiert ohne Beschönigung über die Geschlechterfrage im Lichte des Evangeliums, und Stählin macht die zentrale Frage zum Thema: Jugend und Gemeinde. Voraus geht das sehr beachtliche Referat des dem Berneuchener Kreis angehörigen Marburger Landrats Schwebel über Aufgaben des jungen Geschlechts.

So gibt das Buch ein geschlossenes Bild der praktischen Arbeit wie des theoretischen Bemühens der Einberufer, auch für den, der an dem Lehrgang nicht teilnehmen konnte.

Wilhelm Wolff

Musikbericht

2. Neue Sammlungen

Aus Jödes Sammlung **Der Kanon** (CW 1927, 14, 675 f.) erschien eine Auswahl unter dem Titel **Der Irrgarten.** Eine Kanonsammlung für die Schule. Wolfenbüttel-Berlin, Kallmeyer-Verlag 1927. Drei Hefte (Unter-, Mittel- und Oberstufe) je 32 S. und 50 Pfg. Gesamausgabe 96 S. Geb. 1.50 und 2 M.

Die musikalisch leichteren Kanons der Sammlung sind hier für drei Schwierigkeitsgrade zusammengestellt, in den drei Teilen zeitlich geordnet. Es ist also eine kleine Kanonschule, nicht nur für die Schule, sondern auch für den, der sich an die große Sammlung nicht heranwagt. Was früher über diese gesagt wurde, gilt in nuce auch für die Auswahl; sie führt gut in den Kanon ein.

Musica sacra. Anthologie des evangelischen Kirchengesanges, von der Reformation bis zum Tode J. S. Bachs, in der Ordnung des Kirchenjahres. Von Hans Michel Schletterer. Dritte Auflage, besorgt von Ralf von Saalfeld. Erster Band:

Vierstimmige Gesänge. München, C. H. Beck 1928. 148 S. Geb. 5.50 M.

Es handelt sich hier um eine der Sammlungen, deren erste Auflage in die vorige Generation zurückreicht. Aufbau und Umfang war ähnlich dem von Schöberleins Musica sacra (CW 1927, 13, 630): man bot dem Kirchenchor — Schoberleins Sammlung war ursprünglich für die höheren Schulen bestimmt — über 100 Sätze, meist aus der Blütezeit des protestantischen Kirchengesangs um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Während Schöberlein etwa 20 Sätze des 19. Jahrhunderts einstreut, zumeist solche seines Mitarbeiters Riegel, überschreitet Schletterer in seiner Neubearbeitung das 17. Jahrhundert nur durch einen Satz von Händel und vier Bachsätze. So ist Schletterers Sammlung in der neuen Auflage durch einen einheitlichen Charakter ausgezeichnet.

Abgesehen von dieser Vereinheitlichung des Umfangs war der Neuausgabe die Aufgabe gestellt, die gesammelten Sätze von den Korrekturen zu reinigen, die man im vorigen Jahrhundert für notwendig ansah, um diese Musik singbar zu machen. Daß diese Arbeit geleistet ist, gibt Schletterers Sammlung in der neuen Ausgabe einen unbestreitbaren Vorzug. Nur hätte diese Bereinigung auch mit den häufigen Vortragszeichen aufzuräumen gehabt, die eher zu den „Retuschen" des vorigen Jahrhunderts gehören, als daß sie — nach des Herausgebers Wunsch — „zur Neuordnung der schöpferischen Kräfte in der Gegenwart" beitragen.

Aber davon abgesehen, macht die auch äußerlich mit Geschmack ausgeführte Sammlung ihrem Titel einer Anthologie des evangelischen Kirchengesanges alle Ehre.

Deutsches Kirchenlied. Herausgegeben von Erich Vogelsang und Felix Messerschmid. (Beihefte zum „Musikanten", Nr. 14.) Wolfenbüttel-Berlin, Kallmeyer-Verlag 1928. 106 S. 2.50 M.

Mit diesem Buch legt der Kallmeyer-Verlag ein geistliches Liederbuch vor, zum einstimmigen Singen in Haus, Schule und Kirche. Ein solches Buch bedeutet immer ein Wagnis, es ist mehr als irgendein anderes Liederbuch Ausdruck eines Wollens und darauf angewiesen, daß dies Wollen Widerhall findet, d. h. von Andern aufgenommen und weitergegeben wird.

Wie sieht nun dies Buch aus? Die Lieder sind in inhaltlichen Abschnitten geordnet: sie handeln von Not, Gebet, Advent, Weihnacht, Neujahr, Passion, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Glaube und Vertrauen, Lob und Dank, Morgen und Abend, Tod und Ewigkeit. Die Auswahl, die hier „zumeist aus der Schatzkammer alten Liedgutes" getroffen ist, ist bestimmt durch die Singbewegung und ihren Zugang zu der „vom Wort gezeugten Melodie". Diese findet man einmal in dem alten Volkslied, dem der spätere Unterschied weltlich-geistlich noch fremd ist und das deshalb, oft nur wenig umgedichtet, unbedenklich von der Kirche aufgenommen werden konnte. Ferner in den gregorianischen Kirchenweisen, die der reformatorischen Kirche ein selbstverständliches und verehrtes Erbe bedeuteten und die heute fast nur noch auf katholischem Boden lebendig sind. Zuletzt in dem rhythmischen Choral, der ebenfalls nur als Musik vom Wort her verstanden werden kann.

Damit verläßt das Liederbuch die Schranke der heutigen Konfession; es sammelt aus katholischem und protestantischem Erbe, wovon die Herausgeber glauben, daß es als „Deutsches Kirchenlied" heute gesungen und gehört werden müsse. „Unser Liederbuch ist aus einer bestimmten musikalischen und religiösen Lage heraus entstanden, die sich in Auswahl und Aufbau der Melodien kundtut. Die Bevorzugung eines bestimmten Stiles in Wort und Ton ist weder persönliche Liebhaberei noch gegenwartsferne Geschichtsromantik, sondern Ausdruck einer diesem Stil verwandten Grundhaltung."

Es ist eine Freude, aus diesem Liederbuch zu singen. Hier hat man die Choräle der reformatorischen Kirche, die wir weit mehr singen sollten; gregorianische Weisen in ihrer Strenge und ihrem Ernst; geistlich-weltliche Volkslieder in ihrer schlichten Herzlichkeit. Überall ist auf die alten Weisen zurückgegangen (bei den Melodien des evangelischen Gesangbuchs zumeist in Übereinstimmung mit dem „Melodienbuch" des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses). So entspricht das Liederbuch einem Bedürfnis der singenden Jugend, für ihre Feiern eine ihr gemäße Sammlung geistlicher Lieder zu haben. Zugleich wird es helfen, zwischen Jugendmusik und Kirchenmusik Brücken zu schlagen — wenn es zur Hand genommen wird und gesungen. Und dazu möchte ich dringend auffordern.

Auf zweierlei sei noch hingewiesen: auf die gute und kurze Einführung der Herausgeber, die voransteht, und auf das Quellen- und Literaturverzeichnis am Schluß, das den Fundort der Melodie und die wichtigsten mehrstimmigen Bearbeitungen angibt.

Heiligenlieder und Legenden. Zum Singen eingerichtet, mit Lautenbuchstaben versehen und dreistimmig für gemischten Chor gesetzt von Walther Hensel. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928. 47 S. 1.80 M.

Dies Heft erscheint als das erste einer größeren Sammlung „Geistlicher Liederquell, eine Auslese der schönsten geistlichen Lieder des deutschen Volkes". Die Titel der weiteren Hefte zeigen deutlich den Unterschied von der vorigen Sammlung; sie heißen Unser Frauen Rosenkränzlein, Weihnachtsschifflein, Der geistliche Gärtner (Allerlei Heilandslegenden), Jahr und Tag, Heiliger Kreuzzug, Himmelsparadies. Auch Hensel verläßt damit die Schranke der Konfession, und er tut es bewußt; aber er tut es in völlig anderem Sinn als Vogelsang und Messerschmid.

Wenn diese beiden, der Protestant und der Katholik, über die Konfession hinaus zusammen arbeiten, sammeln und herausgeben, dann tun sie das auf Grund ihres Stehens in der „Kirche", der sie damit dienen wollen. Es ist völlig treffend, daß ihre Sammlung Deutsches Kirchenlied heißt; dieser Name besagt, daß wo diese Lieder gesungen und gehört werden, Kirche ist. Weil die Herausgeber sich im Bereich dieser Kirche wissen und ihr verpflichtet sind, deshalb wagen sie es, die konfessionelle Schranke zu ignorieren.

Hensel begibt sich, indem er diese Schranke überschreitet, auf das Gebiet der Legende, der Heiligen-, Marien- und Heilandslegende. Zweifellos gibt es hier eine vielleicht sogar beträchtliche Anzahl guter Lieder; ich nenne nur das markige St. Michaelslied mit dem kampfesfrohen Kehrreim „Hilf uns hie kämpfen, die Feinde dämpfen, Sankt Michael!". Eine ganze Reihe guter Melodien sind hier gesammelt und in schlichtem und angemessenem dreistimmigem Satz gesetzt. Aber ich bin im Zweifel, ob das die Lieder sind, „an denen ehedem unser Volk so reich war und wonach es heute hungert und dürstet". Darüber läßt sich freilich erst urteilen, wenn die weiteren Teile des Geistlichen Liederquells vorliegen.

Marburg Wilhelm Wolff

Bücher und Schriften

Stockholm. Internationale sozial-kirchliche Zeitschrift. Herausgegeben im Auftrage der Internationalen Kommission von D. A. Keller in Zürich. Deutscher Schriftleiter Professor D. A. Titius in Berlin. Vierteljährlich je 96 Seiten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Jährlich 10.70 M. Heft 1 als Probeheft 1 M. postfrei.

Der Erstling läßt Gutes auch weiter hoffen. Schon allein die Mitarbeiterliste. Der Hauptakzent: sozial, christlich, international. Besser ökumenisch. In dieser Zusammenstellung sicher „erstes" Organ. In jeder Weise! Gewiß einem sozialen Bedürfnis und Interesse wertester Kreise entgegenkommend. Hoffentlich besonders seelsorgerlicher! W Sch

Unsere Welt. Monatsschrift des Keplerbundes. 18. Jahrgang. Detmold, Naturwissenschaftlicher Verlag. Vierteljährlich 2 M.

Die vorliegende Zeitschrift des Keplerbundes beschäftigt sich mit Fragen der Naturerkenntnis und Fragen der Weltanschauung. Wer sich gegenwärtig in diesen beiden Lebensgebieten umschaut, erkennt bald, daß sie anscheinend nicht mehr viel Gemeinsames haben. Die Sehnsucht nach Naturerkenntnis hat sich in nüchternes Naturforschen umgewandelt. Tatsache reiht sich an Tatsache, aber es kann gar nicht die Rede davon sein, daß die Naturwissenschaft auf alle Fragen der Welt und des Lebens eine sichere Antwort gibt, wie man im Überschwang der Entdeckerfreude zur Zeit des sich entfaltenden Materialismus geglaubt hat. Auf der anderen Seite führt das Suchen nach einer befriedigenden Weltanschauung gerade heute zu ganz anderen Fragen als naturwissenschaftlichen. Nicht selten kommt es vor, daß die Naturwissenschaft von Menschen, die um Weltanschauung kämpfen, geringschätzig betrachtet und kaum berücksichtigt wird. Und doch ist sie für eine Weltanschauung, die wirklich Welt-Anschauung sein will, der sicherste Prüfstein, denn an ihren Beobachtungen, die fortwährend durch ein Heer von Gelehrten nachgeprüft und verfeinert werden, läßt sich schlechterdings nicht rütteln. Nur bedarf die Forschertätigkeit eines Interpreten, der ihre Ergebnisse umfassend, klar und verständlich dem Leser nahe bringt. Professor Bavink meistert in anerkennenswerter Weise als Schriftleiter der Zeitschrift „Unsere Welt" diese schwierige und umfangreiche Aufgabe, und wer Geschmack daran findet, Naturwissenschaft unter dem Gesichtspunkte der Weltanschauung zu betrachten, wird bei ihm manche wertvolle Anregung finden können. Martin Leo

Die Furche

Die Jahre, in denen neue Zeitschriften aus dem Boden wuchsen wie Pilze in feuchter Wärme, sind vorüber. Wenn heute eine neue Zeitschrift kommt, oder eine alte wieder auflebt, darf von vornherein angenommen werden, daß ihr Erscheinen nicht durch Treibhausluft bedingt ist. In der Regel wird heute eine Gruppe dahinter stehen, eine verbreitete Anschauung, ein charakteristischer Verlag, der sich einen Kreis geschaffen hat, der auf ihn achtet. Freilich, auf theologischem und kirchlichem Gebiet ist das neue Werden nie so stürmisch gewesen wie besonders etwa auf dem Gebiet der Kunstzeitschriften, die aus weltanschaulichen Tendenzen entsprangen. Was dagegen jetzt von kirchlichem Denken aus getan wird, ist der Versuch, in dem gelockerten Boden einer geistigen Welt, deren neue Grundzüge sich konsolidieren und erkennbar werden, Raum zu gewinnen für Strömungen vielleicht verwandter, vielleicht kritisch ergänzender Art. Eine solche Bedeutung hatte „Die Furche" bereits während des Krieges gewonnen durch ihren Dienst an den Akademikern im Felde, durch feine künstlerische Gaben. Der Verlag hat dadurch zweifellos über seinen ursprünglichen Hintergrund, die DCSV (Deutsche christliche Studenten-Vereinigung) herausgegriffen, und er bleibt seiner Haltung treu, wenn er in den letzten Jahren sowohl neues Wollen auf dem Gebiet der Lebenshaltung (wie es Siegmund-Schultze in der Lauensteiner Konferenz zusammenzufassen sucht)

als auch in kirchlichen Einheitsbestrebungen ebenso der Öffentlichkeit unterbreitet, wie er auf der andern Seite die Grenzgebiete der schönen Literatur und der bildenden Kunst pflegt. Ich nenne einige Veröffentlichungen, die mir besonders wertvoll waren, und die für die Absicht des Furcheverlags charakteristisch sind: das Lebensbild des großen Herrnhuter Kaufmanns Abraham Dürninger, die deutschen Selbstbekenntnisse, die deutsche Frömmigkeit im Spiegel der bildenden Kunst — bis hin zu der vortrefflichen Übersetzung von Tolstois Volkserzählungen und ihren eindrücklichen Illustrationen.

Es liegt darin eine Absicht, im besten Sinne eine Propaganda. Die Arbeit, die hier getan wird, ist weniger innertheologische Ordnungsarbeit, sie entspringt einer nach außen hin praktischen Haltung: Die Welt für Christus! Und zwar etwa im Sinne der Studentenvereinigung, aber als geistiger Vortrupp mit beachtenswertem Spürsinn für Möglichkeiten in der Welt, und zwar für moderne Möglichkeiten. Daß daneben die grundsätzliche Haltung vertieft wird, daß einige Theologen, auf welche die theologische Jugend stark hört, wie Martin Kähler und Adolf Schlatter, auf den Schild erhoben werden, versteht sich von selbst.

Das neue Heft der Furche, die nach dreijähriger Pause wieder beginnt und von Professor D. Otto Schmitz in Münster herausgegeben wird, gibt Grundsätzliches und enthält ebenso das Abtasten an der Peripherie, das Beleuchten von Größen und Begebenheiten vom Evangelium her. Grundsätzliches in Schmitz' Vortrag: Leben und Denken vom Evangelium aus; Grundsätzliches zur Kirche und kirchlicher Haltung in Kolfhaus' Beleuchtung der kirchlichen Zeitgeschichte. Dazu kommt Karl Heim zu Wort in der Predigt zur 450. Jahrfeier der Tübinger Universität. Mit dem Geist der Technik setzt sich der Generalsekretär der DCSV, Hanns Lilje, auseinander, mit Goethes Naturauffassung (bei Anlaß eines Buches von Tobias Pöhlmann) der Schreiber dieser Zeilen. Von der schwedischen Kirche berichtet anschaulich Paul Herring. Literarisch, und mehr als das, ist Julie Schlossers Beitrag „Meran". Man wird der Zeitschrift Beachtung schenken müssen und darf wünschen, daß sie ihren Dienst in der Welt unsrer Gebildeten erfüllt: an der Grenze kirchlichen Denkens den Blick offen zu halten für Strömungen der Gegenwart und für Aufgaben, die ins Weite führen; an der Grenze der außerkirchlichen Bildungswelt biblisches Denken und ein Wollen darzulegen, das unter den Fahnen Christi sie gewinnen will.

Wilhelm Loew

Abhandlungen und Vorträge. Herausgegeben von der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft. Heft 1 und 2/3, Jahrgang 1926. Carl Schünemann, Verlag, Bremen. 201 S. M.

In einer regsamen Bürgerschaft entsteht aus dem Verlangen nach einem Platz, wo die geförderten wissenschaftlichen Werte ausgetauscht werden können, eine wissenschaftliche Gesellschaft, die ihre ersten Veröffntlichungen vorlegt. Es sind Vorträge und Abhandlungen. Dem genius loci entsprechend finden sich einige Stücke über bedeutende Männer in Bremens politischer und geistiger Geschichte, Bürgermeister Smidt und Gildemeister. Es hat auch für den Nicht-Bremer einen Reiz, deutsche Geschichte und geistige Geschichte von Bremen aus zu sehen. Aber — ist es ein Zufall oder kennzeichnet es die Lage? — am Anfang steht der Vortrag der Gründungssitzung über Metaphysik und Wissenschaft von Hinrich Knittermeyer, und das ganze zweite und dritte Heft ist von Theologen geschrieben: Richard Wilhelm, Frankfurt, über Erleben und Gestalten des Schicksals, Gustav Krüger, Gießen, über die Theologie der Krisis, Erich Pfalzgraf, Bremen, über das Gegenwartsproblem von Theologie und Kirche, Hermann Raschke, Bremerhaven, über den Römerbrief des Markion nach Epiphanius. Daß unsere philosophischen Leser an Knittermeyers Aufsatz gediegenes philosophisches Nachdenken finden werden, sei ausdrücklich gesagt.

Aber ich vermute, daß der Herausgeber der CW mir die Abhandlungen zusammen mit dem folgenden Buch von Haitjema, Professor an der Universität Groningen über **Karl Barths „kritische" Theologie** um der Aufsätze zur neueren Theologie willen zugeschickt hat. (Zu Haitjemas Buch: Deutsche Ausgabe besorgt von Peter Schumacher. Verlag Veenman & Zonen, Wageningen [Niederlande], für Deutschland: Gustav Lunkenbein, Leipzig. 168 S. 5, geb. 6.50 M.) So seien Krügers und Pfalzgrafs Beitrag in den Abhandlungen noch besonders genannt. Krüger referiert und ordnet die Theologie der Krisis in den geschichtlichen Weg des theologischen Denkens ein. Da er auf der Gegenseite steht, ist die ruhige Art seines Referats zu begrüßen. Die Maßstäbe seines Berichts entnimmt er modernem Kulturdenken. Er befürchtet, daß die neue Theologie zu einer neuen Orthodoxie führe. Ob man aber über die Sache redet, wenn man nicht von dem ausgeht, was Theologie zu leisten hat, sondern von dem Begriff moderner Humanität? Ob man anders von Theologie reden kann, als indem man ihre sachlichen Aufgaben zum Maßstab ihres Wertes, auch zum Maßstab ihres geschichtlichen Weges macht? — Was gegen Krüger zu sagen ist, gilt in erhöhtem Maße von Pfalzgrafs Vortrag. Es ist doch nicht mehr als eine geistreiche Verzeichnung einer Theologie, wenn sie überhaupt von der Seite aus genommen wird, ob in ihr Kulturkrisis oder Kulturformung vorhanden ist; und so fort von Seite zu Seite. Da ist Haitjemas Buch in seiner Nüchternheit eine Erquickung, denn hier wird einfach gefragt, wieweit die neue Theologie in der Linie der theologischen Arbeit der Väter steht und da eine Förderung bedeutet, und es wird das an zentralen Punkten untersucht. Es wäre an der Zeit und für die Kirche wie für die Kritiker besser, wenn man sich wieder daran gewöhnte, Theologie von ihren Problemen aus zu lesen und nicht von irgendwelchen kulturellen Gesichtspunkten. Wenn die Theologie weiß, was sie soll, wird sie wohl auch noch nebenbei ihre kulturelle Bedeutung haben.

Wilhelm Loew

Sokrates. Seine Persönlichkeit und sein Glaube. Von Christoph Schrempf. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1927. 184 S. 4.50, geb. 6 M.

Der Verfasser stellt in der ihm eigenen sachlichen Haltung und gewissenhaften Sorgfalt eine Untersuchung darüber an, was eigentlich Sokrates' Persönlichkeit und Glaubensüberzeugung war, und schält das ursprüngliche Bild des einfachen, aber ungewöhnlichen Mannes mit umfassender und folgerichtiger Prüfung aller Quellen aus den Übermalungen, Stilisierungen und Idealisierungen heraus, wie sie seine Schüler und Freunde, besonders Platon und Xenophon, mit ihrem Meister vollzogen haben. Daß er hiefür die platonische, nicht die xenophontische Apologie zum Ausgangspunkt und Maßstab nehmen durfte und mußte, erhellt aus den tiefgründigen Ausführungen mit voller Evidenz. Nicht weniger wird man dem unerbittlichen Kritiker der gewöhnlichen Überlieferung über Sokrates darin beipflichten müssen, daß, an diesem ursprünglichen und echten Bild von Sokrates gemessen, auch die von Platon verfaßten Gespräche (Dialoge) des Sokrates überwiegend Verzeichnungen seiner Gedanken sind. — Man braucht aber nun nicht zu fürchten, daß bei dieser gründlichen Redintegration die Gestalt des wirklichen Sokrates Einbuße erleiden könnte, wenn so manche fremde Federn, mit denen er geschmückt war, und so manche philosophische Kleidungsstücke, die der Mann von der Zunft wohlmeinend ihm umgehängt hat, weggenommen werden: im Gegenteil, der Ursokrates in seiner Schlichtheit und Einfachheit, der mit solcher Ruhe und Selbstverständlichkeit die erkannte Wahrheit bezeugte und für sie in den Tod gegangen ist, steigt zu einer originalen Größe empor, die gerade darum, weil etwas schlechthin Rätselhaftes — auch für den Verfasser Rätselhaftes — in seiner Persönlichkeit und seinem Glauben übrig bleibt, den denkenden und ernsten Menschen nicht losläßt. Wenn Lagarde gesagt hat: Religion ist der Sinn für Realität — so ist Sokrates ein gediegenes Paradigma für diese Wahrheit.

Johannes Herzog

Paulus. Ein Versuch Briefe zu lesen. Von Ludwig Reeg. München, C. H. Beck 1927. 192 S. Geb. 4.50 M.

Ludwig Reeg hat eine Reihe schmaler Bändchen geschrieben, die eine treue Lesergemeinde haben. Und jedesmal, wenn ein neues Buch erscheint, ist man versucht, dies letzte für das schönste zu erklären, weil dann der Eindruck noch so frisch ist. So ging es mir mit diesem auch. Reeg behandelt darin die Briefe des Paulus, gar nicht theologisch, sondern rein menschlich. Er schildert den Adressaten und seine Situation und greift nun, nachdem er den allgemeinen Inhalt gestreift hat, aus der Fülle des Materials einzelne Stellen, die ihm Anlaß geben, aus dem Reichtum seines Wissens um Religion zu schöpfen. In einer Einleitung: „Leben und Form" legt er dar, wie das religiöse Leben sich seine Form schafft und wie es gerade in den Briefen des Paulus eine gefunden hat, die unstarr und nicht verhüllend ist und Christus dem Menschen von heute lebendig macht. „Wir suchen nicht die Form, die Paulus gerade fand, sondern, was er hinter dieser Form barg und bergen mußte, damit er es irgendwie fassen und mitteilen konnte."

Reeg ist nicht gerade leicht zu lesen. Er schürft so tief, daß sich keine abgegriffenen Ausdrücke anbieten, mit denen man leichthin auf der Oberfläche schiffen könnte. Wir müssen mit ihm hinunter und selber den Denkprozeß vollziehen, den er vor uns abwickelt. Und doch ist seine Diktion auch wieder einfach; keine Fremdwörter entstellen seinen reinen Stil. Behutsam führt er uns steile Pfade mit überwältigenden Ausblicken, und eine sanfte Wärme rinnt aus seiner führenden Hand in die unsere.

Helene Christaller

Flavius Josephus: „Vom jüdischen Kriege." Herausgegeben von der Dorpater Professoren Alexander Berendts und Konrad Graß. 18 M.

Die von der wissenschaftlichen Welt mit Spannung erwartete Übersetzung des flavischen Josephus über den jüdischen Krieg, die vom Dorpater Professor A. Berendts begonnen worden ist, ist im Sommer 1927 von Professor K. Graß herausgegeben worden. Das Wertvolle dieses Buches besteht darin, daß der slavische Übersetzer die ursprünglichere Übersetzung benutzt. Auch enthält das Werk Abschnitte über Johannes den Täufer und Christus, die von Josephus oder zum mindesten von einem Verfasser aus dem Kreise des Josephus stammen.

Das Buch ist durch Pfarrer W. Graß, Libau in Lettland. Kirchenstraße 8, zu beziehen *).

W Graß

*) Es sei sehr empfohlen, hierzu die Anzeige von Aufhauser, Antike Jesuszeugnisse durch D. v. Soden in CW 1926, 20, 1031 f. nachzulesen.

D H

Die mandäische Religion und das Christentum. Von D. Johannes Behm, o. Professor in Göttingen. Leipzig, Deichert 1927. 34 S. 1.50 M.

Diese kleine Schrift ist eine sachkundige und sachliche Einführung in die Fragen, die in der neuesten Erforschung des Urchristentums und der Erklärung der neutestamentlichen Schriften durch die Erschließung der mandäischen Quellen lebendig geworden sind. (Über die Bedeutung speziell für das Johannesevangelium habe ich in der Christlichen Welt 1927 Sp. 502—511 ja berichtet.) Der Verfasser bietet einen Überblick über die seltsame gnostische Religionsgemeinschaft der Mandäer und ihre Schriften. Wie Reitzenstein und Lidzbarski lehnt er die von Peterson verfochtene Abhängigkeit der Mandäer von der christlichen Gnosis ab, so daß das Problem der Verwandtschaft von Mandäertum und Christentum deutlich hervortritt. Er hält auch den Ursprung des Mandäertums am Jordan für wahrscheinlich, d. h. er will die Ur-Mandäer als ein häretisches Judentum verstehen, genauer „als palästinensisch-jüdische Gnosis des neutestamentlichen Zeitalters, die ein unbekanntes Schicksal später in dem Osten verschlagen hat". Dagegen rückt er den Täufer Johannes und Jesus vom Mandäertum ab und meint, daß die Mandäer als Rivalen der durch den Täufer und Jesus entfachten Bewegungen ihre Anschauung vom Erlöser „unter der lebendigen Nachwirkung der geschichtlichen Erscheinung Jesu sowohl als auch der des Täufers" ausgestaltet haben, und daß sie sich auch Stücke aus der evangelischen Überlieferung angeeignet haben. Mit W. Bauer und mir stimmt der Verfasser aber darin überein, daß das Johannesevangelium aus den Voraussetzungen der jüdisch-orientalischen Gnosis, die durch die mandäischen Schriften repräsentiert wird, zu verstehen ist. — Die Schrift ist als gutes Orientierungsmittel zu empfehlen und wird von den Lesern, die nicht eigene Arbeit an den Quellen treiben können, mit Gewinn gelesen werden. Rudolf Bultmann

Islands Besiedlung und älteste Geschichte. Übertragen von Walter Baetke. Jena, Eugen Diederichs 1928. 328 S. 7, geb. 9.50 M.

Dieses Buch ist der 23. Band in der Sammlung „Thule, Altnordische Dichtung und Prosa". Walter Baetke schreibt eine glänzende Einleitung, in welcher er Islands älteste Geschichtschreibung und Leben und Arbeit seines ersten Geschichtschreibers Ari Forgilssohn schildert; auch gibt er hochlehrreiche und gute Erläuterungen zum besseren Verständnis des Inhalts des Buches. Sehr interessant ist der Teil über Landnama, mit seinen außerordentlich inhaltsreichen und wichtigen Erläuterungen.

Der Inhalt des Buches ist folgender: 1. Aris Isländerbuch: Ein Überblick über die isländische Verfassung von der Besiedlung bis in die Anfänge des 12. Jahrhunderts. Ein Werk von bleibender Bedeutung. 2. Das Buch über Islands Besiedlung (Landnama), das Haupt- und Kernstück dieses Bandes. Der Verfasser will ein Verzeichnis der ersten isländischen Siedler und ihren Stammbaum geben, und dazu bringt er eine Fülle von Bemerkungen über zahlreiche wissenswerte Dinge und Daten, über Sitte, Glaube, Haus, Familie usf. der Siedler. 3. Das Buch von der Einführung des Christentums (Kristnisaga), die Geschichte der ersten isländischen Missionare und eine Schilderung der gesetzlichen Annahme des Christentums auf Athing im Jahre 1000 enthaltend. 4. Ausgewählte Stücke aus den ältesten isländischen Bischofsgeschichten. Das Ganze ist sehr lehrreich für alle, welche sich für Kirchengeschichte interessieren, hauptsächlich aber die Stücke aus der Geschichte Arni Forlakß. Sie sind ein leuchtendes Bild von dem Kampf zwischen der Freiheitsliebe, dem Eigentumsbegriff und dem Selbständigkeitsdrang der germanischen Bauern und dem Herrschaftsanspruch des tapferen, kräftigen Bischofs, der beseelt war von den Herrschaftsidealen der römischen Hierarchie des Mittelalters. Man bekommt dabei einen Einblick in die Vorgänge der Besiedlung, einen Überblick über die Geschichte von 874—1300 und die Entstehung des Staates. Dies alles ist notwendig zum vollen Verständnis der Sagaer.

Man ersieht auch aus der Darstellung, daß in Island Geschichtschreiber gelebt und gewirkt haben, welche den berühmtesten Historikern Europas ebenbürtig zur Seite stehen und auch, daß die Vorkämpfer der isländischen Kirche von 1050—1300 Männer von wunderbarem Mut und großer Energie waren. Sie verzehrten alle ihre Kräfte im Kampf für ihre Kirche und in der Arbeit für des Gottesreiches Ausbreitung in Island.

Eirikur Brynjolfssohn

Deutsche Rassenangst. Eine Biologie des deutschen Antisemitismus. Von Dr. Michael Müller-Claudius. Berlin, Schwentzkes Verlag 1927. 151 S. 3.50, geb. 5 M.

Mit Scharfsinn und feinem Verständnis für die Volksseele spürt Verfasser den letzten Ursachen des Antisemitismus in Deutschland nach. Der Antisemitismus ist nichts dem deutschen Wesen ursprünglich Eigenes, er verdankt seine Entstehung auch nicht etwa der Abneigung gegen eine fremde Rasse, sondern ist erst durch den religiösen Fanatismus der Kreuzzüge hervorgerufen. Heutzutage haftet dem Antisemitismus etwas Tragisches an, sowohl für die Juden, die ihrer Kultur und Sprache entsprechend sich gerne in Deutschland heimisch fühlen möchten, wie auch für die Deutschen, deren Angst vor einer fremden Rasse ein Zeichen nationaler Schwäche, ja ein Zeichen der Verwirrung sittlichen Urteils ist. Dies legt uns der Verfasser, offenbar ein Schulmann mit umfassender theologischer und kulturgeschichtlicher Bildung, mit überzeugender Klarheit dar; und wer sich durch die schwere, mit abstrakten Begriffen überladene, aber kunstvolle Sprache hindurchgearbeitet hat, wird sich den klaren Gedankengängen nicht entziehen und die Schrift voller Befriedigung aus der Hand legen. Karl Claffen

Menschen, wie sie sind. Versuch einer modernen Charakterlehre Von Dr. Joh. Ser. Thöne. Hamburg, Alster-Verlag 1925 239 S. 8, geb. 10 M.

Verfasser unternimmt es, die Verschiedenheit im Charakter der Deutschen aus der Verschiedenartigkeit in Anlage und Begabung der Rassen, aus denen sich das deutsche Volk zusammensetzt, zu erklären, ein zweifellos richtiger Gedanke. Da er jedoch auf der modernen Rassenlehre von Hans Günther fußt, auf den er sich oft beruft, so macht er sich auch dessen Irrtümer zu eigen. Daher berücksichtigt er nicht, daß in der „nordischen" Rasse zwei langschädelige Rassen, die sich auch im Charakter unterscheiden, enthalten sind, und bringt die Kurzschädel im Herzen Europas, sonst alpine Rasse genannt, mit den Mongolen in Zusammenhang, daher „Ostmenschen". Auch scheint die Einteilung der Rassen in „Innenmenschen" und „Außenmenschen" nicht genügend begründet und führt zu Inkonsequenzen. Jedoch hält sich Verfasser von übertriebener Hochschätzung des „nordischen" Menschen frei und erkennt auch im „Ostmenschen" wertvolle Eigenschaften. Aus seiner Betrachtung fallen interessante Schlaglichter auf führende Persönlichkeiten der deutschen Geschichte bis in die Gegenwart hinein.

Außerdem entwickelt er in klarer, gemeinverständlicher Weise die Grundtatsachen der Gehirnphysiologie und der modernen experimentellen Erblichkeitsforschung, wobei er sich mit Erfolg bemüht, die wissenschaftlichen termini durch deutsche Worte wiederzugeben. Weiter enthält das Werk wertvolle Beobachtungen über das Seelenleben der Jugend beider Geschlechter nebst pädagogischen Anweisungen, die von großer Erfahrung zeugen.

Was Verfasser gegen den Schluß über heilige Menschen und Genies, über Gott als ein im Jenseits zu erlangendes Ideal, sowie über das Leben der Seele nach dem Tode ausführt, läßt erkennen, daß er Katholik ist; jedoch werden diese ernsten und tiefen Gedanken auch jedem Protestanten Anregung bieten.

Karl Claffen

Der Jude. Zwei Sonderhefte über „Antisemitismus und jüdisches Volkstum" (137 S.) „Judentum und Deutschtum" (108 S.), Berlin, Jüdischer Verlag 1927. Preis je 2.80 M.

Es wird viele Menschen geben, die fernab den Wogen eines flachen und unwissenden Antisemitismus ein wahres Verständnis des Judentums gewinnen wollen. Denn die jüdische Frage ist für Christen, Deutsche und — Juden (ob sie sich nun als jüdische Deutsche fühlen oder nicht) von ungemeiner Wichtigkeit. Man frage den durchschnittlichen deutschen Staatsbürger nach dem Sinn der jüdischen Geschichte, nach den wesentlichen Gedanken des Judentums, nach der Art der Polarität des Lebens, wie sie sich im Judentum spiegelt, nach der Schar oder nach den Chassidim, nach „Naumannianern" (Deutschnationale Juden!) oder Zionisten, nach dem Prozentsatz der Juden in der Allgemeinbevölkerung, bei den Dichtern, bei den Wirtschaftlern — man wird überall nicht nur keine Antwort bekommen, sondern merken, daß der Andere sich überhaupt nicht mit der Frage befaßt hat.

Alle die, die ernsthaft sich um den Sinn des Judentums mühen und die nicht gleich zu den schweren Werken von Cohen oder Buber greifen wollen, mögen die beiden Sonderhefte lesen. Man kann das nicht dringend genug empfehlen. Denn eine Fülle von Gedanken und zwar von verpflichtenden Gedanken geht davon aus. Juden und Nichtjuden setzen sich mit den Dingen auseinander, und zwar meist mit großem Verständnis. Am wenigsten davon hat O. A. H. Schmitz, der zweimal, besonders in Bezug auf den Begriff des Pharisäers, von Buber scharfe und verdiente Zurechtweisung erfährt. Schon eine Auswahl der Namen der Mitarbeiter zeigt, wie reich und hochstehend die beiden Hefte sind. Da finden sich neben Wilh. Michel, Paquet, A. Zweig, H. Mann, Binding, L. Shaw, Emil Ludwig, L. Quidde, Max Herzog zu Sachsen, General Schönaich, Juden wie Wassermann, Dubnow, Goldstein, Krojank, Buber und Th. Lessing. Jeder der 34 Aufsätze erforderte eine gesonderte Besprechung. Die kann hier nicht gegeben werden. Darum muß man alles selbst lesen und sich damit auseinandersetzen. Hans Hartmann

Der kommende Giftgaskrieg. Von Dr. Gertrud Woker, Vorstand des Laboratoriums für physikalisch-chemische Biologie der Universität Bern. Leipzig, Ernst Oldenburg 1925. Vierte Auflage 1927. 133 S. 4 Abbildungen. 2.50, geb. 3.50 M.

Über die Verfasserin erfährt man Wertvolles in dem Buche „Führende Frauen Europas". Sechszehn Selbstschilderungen, herausgegeben von Elga Kern. S. 138—169. (München, Ernst Reinhardt 1928. 286 S. 7.50, geb. 9.50 M.) Die vorliegende Schrift ist hart zu lesen, aber wer der Wirklichkeit ins Auge schauen will, soll es tun. Das ist doch der Krieg nicht mehr, auf den man durch das Bleisoldatenspiel und Heldengeschichten vorbereitet wird, und für den ein ethisches Eintreten möglich ist. Das Wort Krieg ist

zu gut dafür. Gottloser Mißbrauch von Gottesgaben, wie sie uns in Wissenschaft und Technik verliehen sind. Statt näher auf den Inhalt der Schrift einzugehen, geben wir den Bericht über einen Vortrag wieder, den Frau Woker jüngst in Frankfurt a. M. gehalten hat und der den gleichen Dienst tut.

„Das Ideal des Kriegshelden, das Manchem aus mythologischen Zeiten noch vorschweben mag, hat restlos seinen Sinn verloren. Angefangen von der Vergasung ganzer Frontabschnitte, um eine Stellung ‚sturmreif' zu machen, bis zur Vernichtung selbst der größten Weltstädte durch systematische Gasangriffe, entrollt sich ein grauenhaftes Bild der Verwüstung, wenn man sich die Methoden des künftigen Giftgaskrieges ausmalt. Niemand kann sich der Vergasung entziehen, hundert Prozent der Angegriffenen werden von ihr erreicht. Der Grünkreuzkampfstoff vernichtet alles Lebende, die Opfer können einer Maus verglichen werden, die in einer Falle ertränkt wird. Ein Engländer bezeichnete den Grünkreuzstofftod als ein Ertrinken auf dem Trockenen, denn die Wandungen der Lunge werden durchbrochen und die eigene Blutflüssigkeit dringt in sie ein. Am schlimmsten ist aber der Gelbkreuzstoff, das Senfgas. Dieses, das mit einer fast unsichtbaren Schicht sich wie ein feiner Staub auf alles legt, dürfte das in einem künftigen Krieg neben dem amerikanischen Lewisit am meisten zur Verwendung kommende Gas sein. Es zerstört, wo immer es sich hinlegt, alle lebenden Gewebe, es überzieht alles und behält oft wochen- und monatelang seine Wirkung. Die Haut bedeckt sich mit eiternden Blasen; Lähmungen und Krämpfe und völliger körperlicher Verfall (Tod des Zellengewebes) sind neben anderen Erscheinungen die grauenhaften Folgen. Dieses Gas soll auch für die Vergasung der Städte in Anwendung kommen — ein Entrinnen wäre unmöglich, es müßten denn alle Städte von Grund auf umgebaut werden. Der im Kriege angewendete Gasschutz (Gasmasken, Schutzanzüge usw.) kommt für die Zivilbevölkerung kaum als eine wirksame Schutzmaßnahme in Betracht, ‚Aufklärung' der Schuljugend und was man sonst noch an Abwehrvorkehrungen plant (gasdichte Unterkünfte in Schulen usw.!) wirkt schon in der bloßen Theorie abenteuerlich und absurd."

Wenn ich das lese oder höre, überkommt mich eine wahre Sehnsucht nach den Kriegen von 66 und 70/71. Nach dem Idyll der „Fröschweiler Chronik". Und ich tröste mich dessen, daß ich den neuen Krieg nicht mehr erleben werde. Ein recht egoistischer Trost freilich. Und 14—18 war schon schlimm genug. Sapere audete — wagt doch vernünftig zu sein! Martin Rade

Der Kirchen-Schulkampf in Westfalen. Seine Entstehung und sein Verlauf. Meine Stellungnahme und meine Erlebnisse in diesem Kampf. Von Pfarrer Tribukait, Dortmund. Iserlohn, Verlagsanstalt Rudolph Wichelhoven. 68 S.

Der Kampf der Landeskirche Altpreußens für den Keudellschen Entwurf ist nirgends so energisch geführt worden wie im Konsistorialbezirk Westfalen. Der einzige Pfarrer der Provinz, der dagegen offenen Widerstand geleistet hat, Tribukait in Dortmund, gibt in dieser Schrift eine aktenmäßige Darstellung seiner dabei gemachten Erfahrungen. Ich habe ihm dazu einen Brief geschrieben, den er im Vorwort verwertet hat. Martin Rade

Wöchentliche Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat beschlossen, eine wissenschaftliche Neuausgabe der reformatorischen Bekenntnisschriften zum Säkularjahr des Augsburger Bekenntnisses zu veranstalten.

Ein neues einheitliches jüdisches Religionsgesetz für Preußen wird von den jüdischen Gemeinden vorbereitet. Das jetzt geltende ist von 1847.

In Preußen besteht für Religionsgesellschaften keine Verpflichtung zu flaggen. Sie haben das Recht darüber zu bestimmen, ob und wann Kirchenflaggen allein oder neben andern vom Staatsministerium zugelassenen Flaggen zu zeigen sind. (So auf Antrag des Zentrums der Verfassungsausschuß. Hat der Landtag das Gesetz noch verabschiedet?)

Der Volkswirtschaftliche Ausschuß des Reichstages hat als Richtziel für die künftige Bewilligung von Schankerlaubnissen die Verhältniszahl von einer Alkoholstätte auf 400 Einwohner und als äußerste Grenze für die Polizeistunde 1 Uhr Nachts festgesetzt. Auf der Wacht 2

Nachdem seit 1. 10. 27 Bordelle im Deutschen Reich nicht mehr bestehen, sind auch die Zwangsbordelle im besetzten Gebiet laut Mitteilung des französischen Oberkommissars vom 14. 11. „alsbald" geschlossen worden. ACLKZ 12

Der Lutherfilm ist von der Oberprüfstelle unter Ablehnung des Antrags des bayrischen Staatsministeriums für ganz Deutschland zugelassen.

Pastor Hennecke in Hamburg hat erklärt, daß er sein Buch auf keinen Fall zurückziehen, aber „bei weiteren Auflagen immer wieder jeweils gewissenhaft überprüfen werde, ob nicht Schärfen im Ausdruck zu mildern seien. Freilich erkläre ich dabei ausdrücklich: Ich werde meinen grundsätzlichen Standpunkt des freien Protestantismus weder verleugnen noch verschleiern. Dazu fühle ich mich zu sehr dem verbunden, nach dem auch ich mich einen Lutheraner zu nennen getraue." Vgl. Nr. 7 Sp. 327 ff.

Zum Hamburger Fall Hennecke schreibt Pastor Glage (der Wortführer der außerlandeskirchlichen „Kapelle") in einem Flugblatt: „Es muß durch eine völlig neue Verfassung das ganze kirchliche System umgestellt werden, sonst bleibt trotz aller ‚Ketzerprozesse' im Grunde doch alles beim Alten." „Auf die eine Seite die Anbeter Christi, auf die andere Seite alle Andern, die Verlangen nach religiöser Gemeinschaft haben!" Diese gehen dann „in ewiges Verderben".

Der für den nationalsozialistischen „Illustrierten Beobachter" verantwortlich zeichnende Schriftleiter Gouhler in München ist auf Klage des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens zu 200 Mark Geldstrafe verurteilt worden, weil in einer in dem Blatt veröffentlichten Novelle der Verfasser einen jüdischen Verführer in Bezug auf ein junges Mädchen die Worte sprechen ließ: „Da hat mir Jahwe abermals ein Opfer zugeführt."

In Rb 76 wird für die Pfarrstelle Burg im Spreewald ein „positiver, ausgesprochen nationalgesinnter" Pastor gesucht.

In Rb 67 protestieren der Mitarbeiter für „Werkstatt und Kampfplatz" und G.R. Professor Dr. R. S. gegen die Ansetzung einer deutschnationalen großen Kundgebung für Elternrecht und christliche Schule im Zirkus Busch auf Sonntag Morgen 11 Uhr.

Die Elternschaft der 269. und 274. Gemeindeschule in der Sonnenburgerstraße in Berlin hat die vorläufige Beendigung des Schulstreiks beschlossen, der angefangen war, weil die Schule in der Sonnenburgerstraße in eine weltliche umgewandelt werden sollte, nachdem die Vertreter des Ministeriums eine Prüfung des dahingehenden Beschlusses zugesagt haben. Der Minister hat den Beschluß des Kreisausschusses bestätigt, aber rechtzeitige Anmeldung angeordnet.

Von dem sozialistischen Lehrer Hampel in Pelzig, der einer Konfirmandin das Wort „Die Kirchen sind der Dummheit stärkste Festung" ins Poesiealbum geschrieben hatte, sind nunmehr 18 von 22 Lehrern und Lehrerinnen der Stadt Pelzig durch öffentliche Erklärung abgerückt. Der Minister hat ihn empfindlich disziplíniert.

In Greifswald besteht eine Kurrende aus 12 Studenten, meist Theologen. RefKZ 13

Die evangelischen Religionslehrer aller Schulgattungen in Hamburg fordern die Möglichkeit der Vorbildung für den Religionsunterricht an der Universität durch Einrichtung der nötigen Professuren. EvRundschHamb 6

In dem Prozeß zwischen Staat und Kirche in Anhalt hat das Landgericht Dessau eine Entscheidung getroffen, in der die Ansprüche der Kirche auf die Kosten des Landeskirchenrats (Personal- und Sachaufwand) zahlenmäßig, eine Rente des Staates von früher 217 000 Mark im Grundsatz anerkannt werden. Der Anspruch der Kirche auf Erstattung der Witwenkassenbeiträge wird abgewiesen, da er an die Witwenkasse zu richten wäre; der auf Gewährung eines $^2/_3$ Beitrags zu den Baukosten, weil die einzelnen Gemeinden nur antragsberechtigt wären. Ebenso wird der Anspruch auf Erstattung des Fehlbetrags der Landespfarrkasse abgewiesen, doch anerkannt, daß ein Vertrag bestehe, der nur nicht gerichtlich eingeklagt werden könne.

Der württembergische Landeskirchentag hat einer Vereinbarung zwischen Staat und Kirche betreffs Übergabe des Stifts in Tübingen und der vier niederen evangelischen Seminare in kirchliche Verwaltung und Leitung zugestimmt. Das Stift bleibt in Verbindung mit der Theologischen Fakultät.

In Bayern besteht ein Evangelischer Humiliatenorden (Prior Superintendent i. R. Bronisch in Reimswaldau), der seine Mitglieder zu christlicher Demut, ständigem Gebet um Einigung der Kirchen, öfterem Sakramentsempfang, Pflege der Privatbeichte, Abstinenz an Freitagen, in der Passion und Adventszeit und besonders zur Ausübung der Nächstenliebe anleiten will. Nach einem einjährigen Noviziat erhalten Brüder, die Willens sind, dem Orden aktiv dauernd zu dienen und der künftigen klösterlichen Gemeinschaft anzugehören, also freiwillig auf Familien- und Eheglück zu verzichten, außer einem für alle geltenden Ordenskreuz auch den Ordenstrauring. Der Orden erstrebt die Gründung eines eigenen Klosters. ED 10

Auf der All-lettländischen Synode der lutherischen Kirche wurde die neue vorläufige Kirchenverfassung und die Autonomie der deutschen Kirche beschlossen. Die Kirche ist nach dem Synodal-Episkopal-System aufgebaut. Jede deutsche oder lettische Einzelgemeinde erwählt einen Kirchenrat, dieser den Pastor und Gemeindevorstand. Die Einzelgemeinden sind in Probstsprengel zusammengeschlossen mit eigener Synode, die aus Pastoren und Gemeindevertretern des Sprengels besteht. An der Spitze steht die All-lettländische Synode, die den Bischof und den aus 40 Mitglieder bestehenden Oberkirchenrat wählt. Jede Minderheit, die nicht weniger als 30 Gemeinden und drei Probstsprengel umfaßt (in der Praxis nur die deutsche), hat das Recht, sich zu einer eigenen Organisation innerhalb der Gesamtkirche zusammenzuschließen, ihre eigenen Angelegenheiten auf besonderen nationalen Synodaltagungen selbständig zu regeln, eine eigene nationale Abteilung im Oberkirchenrat zu bilden und ein eigenes geistliches Oberhaupt mit dem Titel Bischof zu erwählen.

In der norwegischen Kirche, die ausgesprochene Staatskirche ist, ist ein heftiger Bekenntnisstreit entstanden. Der

Kirchenminister hat eine Bewerbung des ehemaligen Universitätsstipendiaten (Privatdozenten) Dr. theol. Kristian Schjelderup, der durch seine ultraliberalen Schriften und Zeitungsartikel verschiedentlich Ärgernis erregte, um ein entlegenes Pfarramt in Nordnorwegen rein aus juridischen Gesichtspunkten abgelehnt, da nach norwegischen Staatsgesetzen ein Pfarrer den Bekenntnisschriften der Staatskirche zustimmen müsse, was bei Schjelderup nicht der Fall sei. Im Storthing wurde ein Mißtrauensvotum gegen den Kirchenminister eingebracht; die Behandlung wurde vertagt, aber es ist nicht unmöglich, daß der Minister darüber stürzen wird.

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund hat sich in einer Eingabe an den Bundesrat gewandt mit der Bitte, die Schweizer Abordnung an die Völkerbundsversammlung so zu instruieren, daß die allgemeine Abrüstung durch konkrete Vorschläge, vor allem durch die Forderung der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit, gefördert werde.

Die Converts Aid Society in England hat 1926 an 67 Konvertiten 107 200 Mark verteilt. DEK

In den Vereinigten Staaten wurde ein amerikanischer Religionsbund, der Katholiken, Protestanten und Juden organisatorisch zusammenfaßt, zur Förderung des Religionsunterrichts in den staatlichen Collegs und Universitäten begründet.

Die deutschen Katholiken in Südtirol haben den Papst um Entsendung eines Visitators und um Beistand in ihrem Kampf um die Erteilung des Religionsunterrichts in der Muttersprache gebeten.

Der Jesuitenpater Franceschi, Rektor der Gregorianischen Universität und Vorsitzender der päpstlichen Akademie in Rom, begleitet die italienische Polarexpedition des General Nobile nach der Kingsbay als Seelsorger. FZ 254

Der rumänische Senat hat das Kulturgesetz angenommen. Vor der Abstimmung teilte der Kultusminister mit, daß die Regierung beschlossen habe, die von der griechisch-katholischen (uniierten) Kirche stark bekämpften Artikel 45 und 46 zurückzuziehen, die im Falle des Übertrittes eines Teiles der Pfarrgemeinden zu einer anderen Konfession auch eine Teilung des Kirchenvermögens vorsahen. Der griechisch-orthodoxe (anatolische) Metropolit protestierte im Namen aller Bischöfe der orthodoxen Kirche dagegen, daß die Regierung den Wünschen der griechisch-katholischen Kirche nachgegeben und durch das mit dem Vatikan abgeschlossene Konkordat die Souveränität Rumäniens preisgegeben habe. Sämtliche geistlichen Senatsmitglieder der orthodoxen Kirche verließen den Saal und nahmen an der Abstimmung nicht Teil. Der Kultusminister betonte, die Regierung habe sich von der Absicht leiten lassen, um jeden Preis konfessionelle Kämpfe zwischen den beiden rumänischen Nationalkirchen zu verhindern. FZ 250. Vgl. CW 1927, 12, 556 ff.

Das persische Unterrichtsministerium hat für die Missionsschulen staatliche Aufsicht und Jahresprüfung, den Lehrplan der Regierungsschulen und das Verbot jeder christlichen Beeinflussung mohammedanischer Kinder angeordnet. ReSchwZ 8

Die Brüdergemeine hat ihr größtes Missionsgebiet in Suriname einer neu begründeten selbständigen holländischen Missionsgesellschaft übertragen.

Die Missionskonferenz in Jerusalem (CW 6, 289 f.) hat das arabische Volk aufgeregt; dieses argwöhnt, daß es sich um ein konzentrisches Vorgehen der christlichen Kirche gegen den Islam handle. Christen wurden von der Menge verfolgt mit dem Rufe: „Nieder mit der christlichen Missionstätigkeit!“ In Es Salt, Transjordanien, sollen zwei Missionare von Beduinen ermordet worden sein. FZ 250. 262. (United Preß versorgt unsre Tagespresse mit so viel alarmierenden Nachrichten von dieser unerwünschten Wirkung der Missionskonferenz, daß wir darauf verzichten müssen sie zu registrieren.)

Von Personen. Angenommen: Professor D. Dr. Walter Baumgartner in Marburg nach Gießen. Berufen: Professor D. Johannes Hempel in Greifswald als Nachfolger von D. Bertholet nach Göttingen. Gewählt in Bern: Pfarrer Eymann in Eggiwil zum a. o. für Ethik, Pfarrer Lic. Dr. Lienhard in Zäziwil zum a. o. für Systematik, Pfarrer Kasser in Bern zum Lektor für Pädagogik, Münsterorganist Graf in Bern zum Lektor für kirchliche Musik. Ernannt: Pastor Dr. Walter Freytag in Erfurt als Nachfolger des OKR D. Schreiber zum Direktor der Deutschen Evangelischen Missionshilfe; Konsistorialrat D. Jeremias in Magdeburg zum Mitglied des EOKR in Berlin. Gestorben: der älteste Geistliche Deutschlands und Österreichs Geistl. Rat Joseph Heidegger in Holzkirchen in Niederbayern im Alter von 99 Jahren und in seinem 75. Priesterjahre; Bischof Ludwig Lindberg in Växjö; Benjamin Couve, Herausgeber von Le Christianisme au XX^e siècle. E St

Verschiedenes

Wenn wir oben hören, wie der Zirkus sein Ethos hat, gehen unsre Gedanken weiter zum Sport, und wie der auch sein Ethos hat. Aber auch der Boxersport? Wie oft schon hat mir die Hand gezuckt, wider diesen Greuel ein Wort zu schreiben. (Gegen den Fußball wäre auch viel zu sagen.) Aber man fühlt sich vollkommen ohnmächtig gegenüber dieser Roheitswelle. Woher soll man die Töne nehmen, um dawider anzukommen? um dagegen irgendwo Eindruck zu machen? Es ist noch nicht lange her, da fristete dieser grobe Unfug sein Dasein in einer Ecke der Sportnachrichten. Heute sind nicht nur die Sportnachrichten überhaupt der Zeitungen in einem Maße Herr geworden, daß der politische und der ästhetische Teil dadurch gedrückt wird, ja daß diese beiden Abteilungen selber sich dem Sport willig (oder unwillig?) öffnen — nein das Boxerwesen schwimmt oben auf! Unsereiner möchte gerne dazu schweigen, schon weil er nichts davon versteht. Aber die Berichte selber zeugen ja von der Brutalität und Banalität dieses Gewerbes. Hat denn da keine Instanz, Individuum oder Organisation den Mut, die Kenntnis, die Autorität, Widerstand zu leisten? Oder achtet man es für eine Mode, die vorübergeht?? In Berlin hat man jüngst (FZ 259) „zum ersten Male Vertreter der Behörden geladen“. Ist das der Anfang vom Ende? Es scheint nicht so. Da gab es „einen außerordentlich harten und blutigen 15-Rundenkampf“. Der junge Europameister ist nach diesem bedeutungsvollsten Siege der aussichtsreichste Repräsentant Deutschlands im internationalen Boxsport. Noch ist Deutschland nicht verloren! „Sieger und Besiegter wurden natürlich von dem begeisterten Publikum stürmisch gefeiert.“ In welchem Zustande? Ich meine die Boxer. Aber das macht den Abertausenden nichts. Das ist schön. Und andre Tausende fanden keinen Einlaß. Kein Raum ist groß genug, die gierige Menge zu fassen. —

Der Lutherfilm! In FZ 257 ergeht über ihn ein ebenso strenges Urteil vom ästhetischen Standpunkte aus, wie wir es in unsrer Nr. 2 Sp. 92 d. J. erlebt haben. Aber das ist jetzt nicht das Wesentliche. Jetzt ist er kirchengeschichtlich interessant geworden (vgl. v. Nr.). Der Reichsanzeiger meldet, daß auf Antrag des bayrischen Innenministers aus dem genehmigten Film (s. o.) noch folgende Teile des Bildstreifens entfernt worden sind: Ein Mädchen wird zum Ablaß herangetragen (1.70 m). Zwei Mönche haschen ein Mädchen (2.50 m). Ein Krüppel wird die heilige Treppe heruntergeworfen (1.90 m). Ein Wagen mit Fratres und Mädchen, Rauferei (6.25 m). Tetzel und der Ritter, der Überfall (80 m). Karlstadt holt zum Schlage aus (1 m). —

Die spät eingegangene Einladung zu der Tagung für Volksmission in Neuendettelsau 12.—19. April ist leider versehentlich in letzter Nummer in unserm Versammlungskalender nicht mit angezeigt worden. Besonders hingewiesen sei heute noch auf die Heidelberger Tagung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen 26.—29. d. (Redner: Spiecker, Bernstorff, Titius, Siegmund-Schultze, Hellpach, Jezequel, Keller, Maas, Schoell, Blau, Wehrenpfennig, Hesselbacher) und auf die Tagung der Deutschen Ostasien-Mission (AEPMV) in Gießen 29. 4. — 1. 5. (Witte, Marx, Cordier, Devaranne, Schulze.) R

Versammlungskalender

26.—29. April	Deutscher Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Heidelberg
1. Mai — 31. Juli	Volkshochschulheim Sommerschule Habertshof
2.— 4. Mai	Kirchbaukongreß Magdeburg
11.—14. Mai	Evangelische Arbeiterinnenvereine Braunschweig
18.—21. Mai	Kohrener Woche Kohren
26.—29. Mai	Versöhnungsbund Leichlingen bei Köln
29.—31. Mai	Evangelisch-Sozialer Kongreß Dresden
3.— 4. Juni	Evangelischer Frauentag Deutschlands Braunschweig
5.—15. Juni	Pfarrerzeit Elmau
9.—11. Juni	Evangelischer Bund Danzig
13.—16. Juni	Deutschnordischer Universitätstag Kiel
16.—17. Juni	Jugendbund für entschiedenes Christentum Gelsenkirchen
18.—20. Juni	Evangelische Frauenhilfen Stettin
22. Juni	Blaukreuzverbände Hannover
3.— 5. August	Bund Deutscher Jugendvereine Eberswalde
3.—10. August	Internationaler Versöhnungsbund Jugendlager Sandwich
14.—16. August	Internationaler Altkatholikenkongreß Utrecht
16.—22. August	Internationaler Pressetag Köln
18.—23. August	Internationale Kreuzrittertagung Bad Boll
19.—26. August	Lutherisches Einigungswerk Hamburg-Altona
24.—30. August	Weltkongreß für Friede und Freundschaft der Kirchen Prag
29.—31. August	Evangelisch-Christliche Einheit (Bambaud) Eisenach
31. August — 3. Sept.	Stockholmer Fortsetzungsausschuß, Exekutivkomitee, Prag
6.— 9. September	Deutscher Katholikentag Magdeburg
1.— 3. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Eisenach

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt von Nr. 15: Osterwissen und Osterglaube (Bourquin). Der Kuß des Lebens, philosophische Ballade (M. Runze). Gott ist gegenwärtig (H. Rust). Ein neues philosophisches Weltbild (J. Pfalzgraf). Schleiermacher und das Eheproblem (H. Mulert). Altes und Neues. Religionsbücher (Kruschwitz). Ein Begräbnis am Ostermorgen (Ad. Wendt). Von gestern und heute für morgen (Lehrer und Kirche, kirchl. Wahlbewegung in Sachsen, „Licht und Leben“ und „Christl. Welt“, Schule und Religion in Japan u. a.). Büchertisch.
Inhalt von Nr. 16: Ostergedanken (Rust). Die deutschen Freimaurerlogen und die evangel. Kirchen von heute (Friedrich). Von den Religionsbüchern für höhere Lehranstalten (Kruschwitz) Schomburg †. Von gestern usw. (ruhestörender Lärm, China usw.)

Einen Gruß an den neunzigjährigen D. Pank

bringt das April-Heft der Pastoralblätter (Verlag C. L. Ungelenk, Dresden-A. 24) mit einer Würdigung der Predigtarbeit des großen Predigers, der am 2. Mai den seltenen Tag seines 90. Geburtstags feiern kann. Die Zeitschrift setzt damit eine Reihe von „Porträts zeitgenössischer Prediger" fort und hat auch im übrigen das April-Heft in besonderer Weise der Wortverkündigung gewidmet. So wird die Aussprache über die „Beerdigung des Selbstmörders" durch Abhandlungen von Superintendent Schowalter und D. Witte fortgesetzt, während sich die fortlaufenden „Predigtbearbeitungen" diesmal bereits bis Himmelfahrt erstrecken. Zwei besonders eigenartige Gaben sind die „Synodalpredigt eines farbigen Predigers in Südafrika", die sich durch eine überraschende Plastik der Anschaulichkeit auszeichnet, und eine „ungehaltene Trauer-Rede eines Gemeindegliedes am Sarge eines Pastors". Daß der Altmeister des Kindergottesdienstes, D. Dr. Rüling, sich wieder hat bereit finden lassen, die Textbearbeitungen für diese heute so wichtige Seite des Pfarramtes fortlaufend zu übernehmen, werden Viele mit Freude begrüßen.

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

An die früheren Dozenten und Studenten der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg

Im Mai des vergangenen Jahres wurden in der Universität Frankfurt die Ehrentafeln für die gefallenen Dozenten und Studenten der deutschen Universität Straßburg geweiht. Unter dem erhebenden Eindruck des Tages entstand der Gedanke, die Erinnerung an die gemeinsame Bildungsstätte durch eine jährliche Feier, wie sie in Straßburg beim Stiftungsfest stattfand, lebendig zu erhalten.

Das Elsaß-Lothringen-Institut an der Universität Frankfurt unterzog sich der vorbereitenden Arbeit und auf eine erste Anregung meldeten sich mehr als 800 „Alte Straßburger" zu einer „Losen Vereinigung".

Die Universität Frankfurt, die sich mit Freuden zu der Ehrenpflicht bekennt, die alten Straßburger Überlieferungen zu wahren, hat sich gerne bereit erklärt, im Verein mit dem Elsaß-Lothringen-Institut Alles zu tun, um den Empfang der „Alten Straßburger" und den Verlauf der Tagung, die vom 8.—10. Juni in Frankfurt stattfindet, würdig und festlich zu gestalten. So darf der vorläufig gebildete Ausschuß die Aufforderung zur Beteiligung an der ersten Zusammenkunft mit froher Zuversicht auf ein gutes Gelingen ergehen lassen. Für Mitteilung weiterer Namen von alten Straßburger Dozenten und Studenten, an welche die Einladung geschickt werden kann, sind wir dankbar.

Der Rektor der Universität Frankfurt: Prof. Dr. **Drevermann.**

Der erste Vorsitzende des Elsaß-Lothringen-Institutes: Prof. Dr. **Anrich** (Tübingen).

Der vorläufige Ortsausschuß:
Prof. Dr. Embden, Reichsbahnarzt Dr. Ernst, Großkaufmann F. H. Hansen, Assistent A. Hirschhoff, Prof. Dr. Ludloff, Prof. Dr. Wolfram, Studiendirektor Dr. Zörb.

Vor kurzem erschien

Kurt Kesseler

Pädagogisches Führertum und moderne Schule

Preis zwei Mark

„In der Schrift sind drei Arbeiten über Begriff und Aufgabe der Pädagogik, über das Führerproblem in der Pädagogik und über den modernen Geist in der höheren Schule vereinigt. Der Verfasser betrachtet Bildung als großes soziales Phänomen, in dem der einzelne in das soziale Gefüge unlösbar hineingeflochten ist und in dem von dem Ganzen dieses Gefüges neben wirtschaftlichen und politischen immer auch pädagogische Einflüsse ausgehen. Demgemäß ist der Begriff der Pädagogik und der Kreis des pädagogischen Führertums sehr viel weiter zu ziehen, als es vielfach noch in der pädagogischen Wissenschaft geschieht. Im Gegensatz zu Theodor Litt, der den Führeranspruch des Pädagogen nachdrücklich bestreitet, spricht Kesseler geradezu von einer Führerpflicht des Pädagogen. Er unterscheidet Führer zur Sachlichkeit und Führer zur Menschlichkeit und nimmt den zweiten Typ voll für den pädagogischen Führer in Anspruch... Diesem Führertum gibt der moderne Geist in der höhern Schule einen besonders starken Antrieb. Das Ziel einer modernen höhern Schule umspannt die Ideale der Individualität und der Deutschheit und stellt den pädagogischen Führer vor neue große Aufgaben, vor Aufgaben, die er mit ganzer Liebe und stärkstem Glauben erfassen muß, will er der Hemmungen und Widerstände, die auch er erlebt, will er der Stimmungen des Müdewerdens und der Resignation, die auch ihm nicht fremd sind, Herr werden. „Aus dem Geist der Liebe erwächst das wahre pädagogische Führertum, das Menschen formen will nach Gottes Bild." So spricht aus der Schrift ein ermunternder und erfrischender Geist, der Geist einer neuen Zeit, der eine neue Jugend erziehen soll und dazu ein neues pädagogisches Führertum braucht." Kölnische Zeitung

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Pfarrwahl.

Zu besetzen ist die neuerrichtete **5. Pfarrstelle** an der evangelischen Kirchengemeinde am Lietzensee in Berlin-Charlottenburg.

Die Besetzung erfolgt durch Gemeindewahl nach dem Pfarrwahlgesetz vom 28. März 1892. Bewerbungen sind unter Angabe der theologischen Richtung bis zum 7. Mai an den Gemeindekirchenrat zu richten.

Der Gemeindekirchenrat.
Siems, Pfarrer.

Charlottenburg, den 14. April 1928
Dernburgstraße 24.

Vom gegenwärtigen Christus. Predigtbuch, 158 S. geb. 7 M.
Sankt Jörg. Heimatglockenjahrbuch 136 S. geb. 4.80 M.
Heimatglockenverlag Henneberg Thür.
Postscheckkonto Leipzig 41804

Gottes Güte bescherte uns heute zu unsern drei Großen
einen kräftigen Jungen.

Pfarrhaus Salvator,
Breslau II, Bohrauerstraße 4a, 30. März 1928

Käte und Wilhelm Gottschick.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 5. Mai

Dieser Nummer liegt ein Prospekt vom **Heidehof Brock** in **Brock** (Post Soltau) bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.